Fam. Africa West - Togo Schlosser, H.
No. 4763
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY
Recd FEB 1914

Bremer Missions-Schriften Nr. 21.

Akpafu.

Ein Stück Kultur- und Missionsarbeit in Deutsch Togo.

Eine Schule im Bezirk Akpafu.

Bremen 1907.
Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Preis 20 Pf.

Das Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft

sei jedem Empfänger dieses Büchleins aufs herzlichste empfohlen. Das reich illustrierte Blatt berichtet von der Arbeit dieser Gesellschaft in Deutsch-Togo-Land an der Sklavenküste in Afrika und bringt außerdem Mitteilungen über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission.

Für die Jugend ist der

Missions-Kinderfreund

bestimmt, der sich bei dem billigen Preise, das illustrierte Blatt kostet einen Pfennig, namentlich zur Massenverbreitung in Kindergottesdiensten, Schulen und unter Konfirmanden eignet.

Die Blätter erscheinen monatlich und werden am besten bei der **Norddeutschen Missions-Gesellschaft, Bremen, Ellhornstraße 12,** bestellt, können aber auch durch die Post oder den Buchhandel (H. G. Wallmann-Leipzig) bezogen werden. Der jährliche Bezugspreis beträgt bei portofreier Zusendung in Bremen 1 ℳ, in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1.20 ℳ, im Ausland 1.50 ℳ. Mit Missions-Kinderfreund als Beilage jährlich 12 Pf. mehr.

Ungekannt ist ungeliebt! Darum sollte jeder, der ein Freund der Norddeutschen Mission ist oder werden will, zu den Lesern dieser Blätter gehören. Probeblätter stehen jederzeit portofrei zur Verfügung.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!

Was tust du, um deiner Missionspflicht zu genügen? Das ist eine ernste Frage! Wer keinen größeren jährlichen Beitrag geben kann, aber wenigstens etwas mithelfen möchte am großen Werke der Mission, der sei herzlich gebeten, Mitglied unserer Pfennig-Sammlung, der sogenannten

Groten-Kollekte

zu werden. Mitglied ist jeder, der wöchentlich 5 Pf. der Mission schenkt. Sein Beitrag wird vierteljährlich von einem Sammler oder einer Sammlerin abgeholt, die von dem Missionshaus in Bremen ein Sammelbuch erhalten und 12 Geber zu gewinnen suchen. Der Sammler trägt die Gaben in das Buch ein und liefert dieselben an einen Einnehmer oder an die Norddeutsche Missions-Gesellschaft in Bremen ab. Jedes Mitglied der Groten-Kollekte erhält vierteljährlich unentgeltlich das illustrierte **„Quartalblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft."** Willst nicht auch du, lieber Leser, die Kollektenregel Pauli 1. Kor. 16, 2 für die Mission befolgen: „Auf jeglichen ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt?"

Hast du schon eine

Freudenbüchse für die Norddeutsche Mission

in deinem Hause?

Akpafu.

Ein Stück Kultur- und Missions-Arbeit in Deutsch-Togo

von

Missionar Hermann Schosser in Akpafu.

I. Der Bau der Missionsstation, ein Stück Kulturarbeit.

1. Die Beweggründe zum Bau einer Missionsstation in Akpafu.

Wenn ein Reisender in den Jahren 1902—1904 den Akpafuberg bestieg, so sah er hinter dem einfachen Lehrerhaus, das Missionar Pfisterer früher zwei Jahre als Wohnstätte benutzt hatte, in hohem Gras kahle Mauern stehen. Einer Ruine gleich standen dieselben allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Auch mir bot sich oft dieses Bild, wenn ich auf meinen Reisen von der Missionsstation Amedzowe aus einen Besuch in Akpafu machte. „Ach," dachte ich oft, „hätte ich dort in jenen Mauern ein kleines Heim, so müßte ich nicht immer die weiten Reisen von Avatime aus machen, auch wäre für die Missionsarbeit in Boem besser gesorgt." Dieser Wunsch sollte unverhofft schnell erfüllt werden. Als wir um die Jahreswende 1903/04 die Boemstationen von unserer Schwestermission Basel übernahmen, betrug die Zahl der Außenstationen des Bezirks Amedzowe 22. Dazu sollten im folgenden und nächstfolgenden Jahre durch weitere Uebernahmen und nötige Neugründungen noch 12 weitere Plätze kommen. Von Amedzowe aus konnten aber 34 Außenstationen nicht durch einen Missionar versorgt werden; denn schon die Bedienung der 22 Stationen auf einem Gebiet von $3^1/_2$ Tagereisen Länge und $2^1/_2$ Tagereisen Breite überschreitet die Arbeitskraft eines Missionars in Afrika. Wiederholt schrieb ich deshalb an meinen Vorstand in Bremen und beantragte die Trennung des Amedzowe-Bezirks und die Neugründung einer kleinen Hauptstation für Boem in Akpafu.

So saß ich am 1. Februar 1904 wieder einmal abends mit den Aeltesten und dem Häuptling von Akpafu vor dessen Wohnung, umgeben von einer großen Volksmenge. Nachdem ich

dies und jenes mit den Leuten geredet hatte, fragte ich die Leute: „Sagt mir einmal, würde es euch Freude machen, wenn wieder ein Missionar bei euch wohnen würde und würdet ihr, wenn ich käme, mein Haus bauen helfen?" Es entstand darauf eine große Stille. Nachher besprachen sich die Leute in ihrer Muttersprache längere Zeit. Dann wandte sich der zweite Sprecher des Akpafuhäuptlings, mit Namen Asima, an mich und sagte: „Herr, wir glauben nicht mehr, daß du oder einer deiner Brüder zu uns kommst. Herr Pfisterer hat vier Jahre bei uns gewohnt und wir haben ihm geholfen sein Haus zu bauen. Wir haben auch dort hinten die großen Mauern gemacht. Viele Tage haben wir dort gearbeitet umsonst, und nun siehe, jetzt stehen die Mauern schon drei Regenzeiten dem Sturm und Regen ausgesetzt und werden nach und nach zugrunde gehen. Wir haben uns umsonst abgemüht; ihr seid nicht gekommen. Herr Pfisterer ist auch schon zwei Jahre fort, nur einen Lehrer habt ihr uns gesandt. Das ist, was uns nicht gefällt." Darauf entstand wieder eine große Stille. Ich befand mich in einer fatalen Lage; denn scheinbar war ich im Unrecht, wenn auch ohne jegliche Schuld; die Leute hatten ein Recht zu zürnen. Man hatte ihnen längst gesagt, daß eine Station bei ihnen gebaut werden solle, und immer kam es nicht dazu. Nun rührte ich den wunden Punkt wieder an. Doch bald wurde meine gestellte Frage durch den ersten Sprecher, mit Namen Buame, beantwortet. Buame sagte: „Herr, wenn du zu uns kommst und bei uns bleibst, so werden wir dir dein Haus bauen helfen; wir sind bereit gleich weiter zu arbeiten an den Mauern dort oben im Gras." „Gut," sagte ich, „ich werde meinen Vätern (das ist dem Vorstand) in Deutschland und meinen Brüdern in Amedzowe euer Wort vorlegen und ich hoffe, daß ich euch bald sagen kann, daß ich kommen darf und dann wollen wir zusammen bauen."

Gesagt, getan. Ich schrieb wieder nach Bremen. Auch dort wurde zu gleicher Zeit derselbe Gedanke erwogen; denn in einem Schreiben vom 9. Februar 1904 forderte Inspektor Schreiber die Amedzowestationskonferenz auf, Vorschläge zum Bau des von Br. Pfisterer begonnenen Hauses in Akpafu zu machen. Dieses Schreiben kam Anfang März in unsere Hände. Auf meiner Reise im März 1904 nach Boem besah ich mir noch einmal alles genau in Akpafu, nahm Messungen vor und beredete noch einmal alles mit den Leuten betreffend ihrer Hilfe. So konnte am 5. April die Amedzowekonferenz ihre ersten Vorschläge machen und einen Plan für eine kleine Station mit Strohdach einschicken, nebst Kostenanschlag im Betrage von 3820 Mark.

Doch bevor ich weiter über den Stationsbau erzähle, möge hier ein Bericht folgen über

Akpasu. Blick von der Station auf die Stadt und Santrokofi-Berge.

2. Land und Leute in Akpafu.

Die nachstehenden Mitteilungen hat Missionar A. Pfisterer im Monatsblatt der Norddeutschen Mission 1904 veröffentlicht. Br. Pfisterer stand früher im Dienst der Basler Mission. Er hat als erster Europäer in Akpafu gewohnt und das Leben und Treiben der Akpafuleute genau kennen gelernt. Er berichtet folgendes:

Eine der merkwürdigsten Landschaften des Togo-Gebietes ist das etwa 6—7 Tagreisen nördlich von der Küste gelegene Ländchen Boem. Fast scheint es, als ob hier noch einmal eine babylonische Sprachverwirrung stattgefunden hätte; denn auf einer Strecke von nur zwölf Wegstunden kommt man durch nicht weniger als sechs verschiedene Sprachgebiete, — nicht etwa nur verschiedene Dialekte, sondern wirklich verschiedene Sprachen, unter denen einige von weniger als 1000 Menschen gesprochen werden. Die zwei nördlichsten Sprachen Tapa und Worawora sind mit der Zeit fast ganz von der Tschi-Sprache verdrängt worden. Aus diesem Grunde begann die Basler Mission hier ihre Arbeit mit der Tschi-Sprache, in der Hoffnung, daß auch die übrigen Stämme: Borada, Boviri, Akpafu und Santrokofi diese Sprache annehmen würden; aber man war nie darüber einig geworden, wo die Hauptstation gebaut werden sollte. Inzwischen hatte es sich jedoch gezeigt, daß es mehr im Interesse der Boem-Leute lag, die Ewe-Sprache zu erlernen und nicht die Tschi-Sprache; darum wurde schließlich das ganze Gebiet an die im Ewe-Gebiet arbeitende Norddeutsche Mission abgegeben. Damit war auch die Frage nach einem passenden Ort für die Hauptstation gelöst. Das schön, frei und gesund und doch nicht allzu hoch gelegene Akpafu, die zweitgrößte Stadt in Boem, war der geeignete Ort.

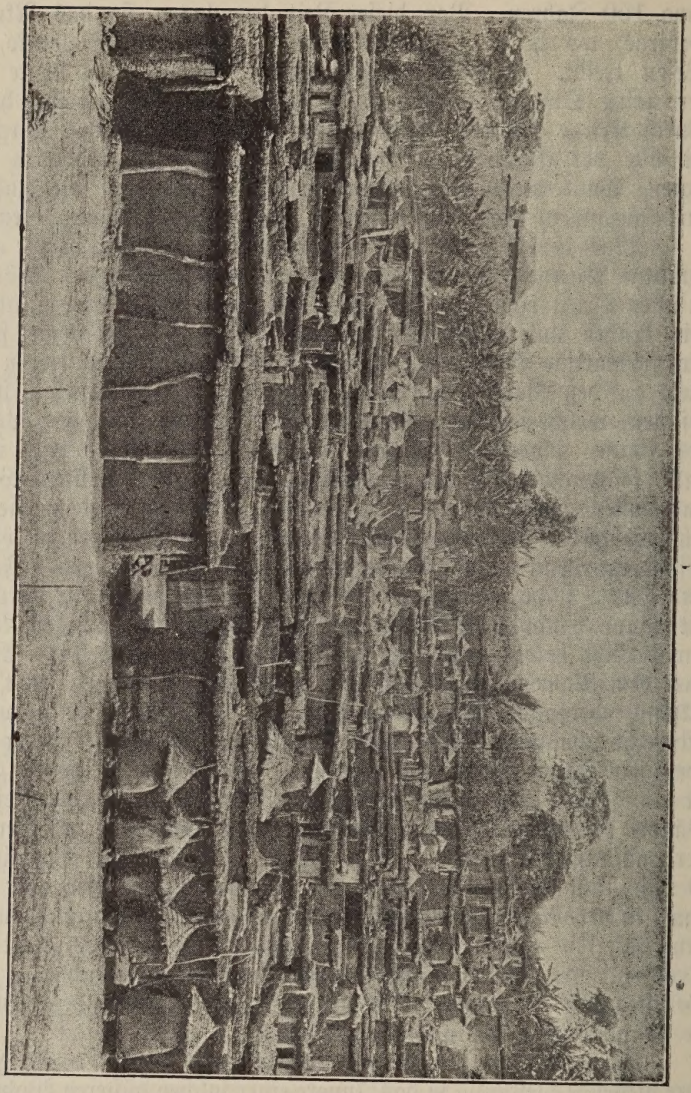
Die Stadt Akpafu zählt nahezu 1000 Einwohner und bildet mit den beiden Orten Lolobi (700 Einw.) und Odome (250 Einw.) den Kefu- oder Siu-Sprachstamm. Das sind also nicht zwei verschiedene Sprachen, sondern nur verschiedene Namen für dieselbe Sprache, und zwar nennen die Akpafu-Leute selbst ihre Sprache „Siu", die Nachbarstämme dagegen nennen sie „Kefu". Aehnlich verhält es sich mit der Schreibweise des Namens der Stadt. Die Tschi-Leute sprechen und schreiben „Apafo", die Ewe-Leute dagegen „Akpafu", während die Akpafu-Leute selbst ihre Stadt „Mawu" nennen. Zum Ueberfluß haben die Europäer die beiden ersten Benennungen verschmolzen zu Akpafo. Wer hat nun Recht? Wir schreiben als Vertreter des Ewe Akpafu.

Wo die Leute ihren ursprünglichen Wohnsitz gehabt haben, hat sich noch nicht feststellen lassen. Nach den Angaben der einen sollen sie früher im Anum-Gebiet gewohnt haben, nach andern im Amedzowe-Gebiet. In Akpafu selbst wohnen sie wohl erst seit

etwa 150 Jahren. Vor dieser Zeit bewohnten sie das Akunya-Gebirge, wo heute noch einer ihrer Hauptfetische, Togbaiko, sein Wesen treibt. Nach den Schilderungen einiger alten Leute muß der ganze Stamm damals wohl 8—10000 Köpfe gezählt haben. Durch Kriege mit den Nachbarstämmen, namentlich aber durch die Einfälle der Asanteer, welche ganze Dörfer vom Erdboden wegfegten, sowie durch Seuchen, namentlich Pocken, ist die Zahl so zurückgegangen, daß sie heute nicht mehr 2000 Seelen zählen.

Was dem Besucher auf den ersten Blick auffällt, ist die eigentümliche Bauart ihrer Häuser, besonders der Dächer. Während in allen Orten ringsum die Häuser mit Gras gedeckt werden, ähnlich wie früher unsere Strohdächer, machen die Akpafu-Leute flache, plattformartige Dächer aus Erde und Lehm. Dieselben liegen aber nicht auf den Wänden auf, sondern werden durch eine Anzahl starker Pfosten, welche fest in die Erde gerammt sind, frei über den Wänden des Hauses schwebend gehalten. Diese Pfosten stehen teils innerhalb, teils außerhalb der ebenfalls aus Lehm hergestellten Wände, und sollen diese zugleich am Umfallen verhindern; denn sie sind sehr oft weder hinreichend stark genug, um allein stehen zu können, geschweige denn noch solch ein schweres Dach zu tragen. Fenster und Türen sucht man vergeblich an diesen Häusern; nur durch den oft kaum handbreiten Raum zwischen Dach und Wänden kommt etwas Licht herein und kann zugleich der Rauch abziehen. Etwas, das den Namen Weg oder nur auch Gasse verdient, gibt's in Akpafu ebenfalls nicht; man muß sich mühsam durch die vielen, oft recht schmutzigen und engen Winkel durchwinden. Jeder baut eben sein Haus, wie und wo er will. Nur in der Mitte der Stadt ist ein großer freier Platz, auf welchem unter dem Schatten einiger Bäume die öffentlichen Versammlungen, Beratungen und Gerichtsverhandlungen stattfinden. Die Häuser sind fast alle sehr niedrig, so daß nicht selten eine Ziege, irgend einen Fufumörser oder sonst einen in der Nähe befindlichen Gegenstand als Sprungbrett benutzend, sich auf ein flaches Hausdach schwingt und in dem dort zum Trocknen ausgebreiteten Reis arge Verheerung anrichtet. Diese Gelüste muß sie jedoch unbarmherzig mit dem Leben bezahlen, ehe sie es noch öfter hat ausführen können.

Tritt man an einem sonnenhellen Tage durch die als Haustüre dienende Oeffnung in das Innere einer solchen düsteren Wohnung, wo die Wände und Decke zum großen Teil vom Rauch geschwärzt sind, so bekommt man fast den Eindruck, als ob man in eine Räuberhöhle geraten sei. Doch wir brauchen uns nicht zu fürchten; der Hausherr, ein angesehener Familienhäuptling, dessen mehr als einfache Kleidung seinen kräftigen, muskulösen Körperbau deutlich erkennen läßt, ist nicht halb so gefährlich, wie er aussieht. Er ladet



Die Stadt Akpafu.

uns mit der freundlichsten Miene, die ihm zu Gebote steht, ein, auf den kleinen Schemeln oder auch leeren Schnapskisten, die leider überall in großer Zahl zu finden sind, Platz zu nehmen, und hat es sehr gerne, wenn wir uns ein wenig mit ihm unterhalten über die guten alten Zeiten, wo noch keine europäische Regierung sie in ihrem Treiben störte; wo sie mit den Nachbardörfern Krieg führen

konnten, wenn sie beleidigt worden waren; wo sie namentlich ungestraft Mädchen und Frauen rauben konnten nach Belieben. Die ganze weite Umgegend war einst von ihnen abhängig, weil damals noch keine europäischen Eisenwaren oder gar Roheisen zu kaufen waren. Wer eine Haue oder Buschmesser oder Grabeisen haben wollte, konnte dies nur in Akpafu bekommen. Denn nur dort verstand man es, das Erz aus den tiefen Schachten der Erde zu holen und Eisen aus dem Stein zu schmelzen, und dieses dann wieder zu allerlei nützlichen und notwendigen Feldgeräten zu verarbeiten. Von weither kamen die Leute ihre Lasten Reis oder Jams oder Welschkorn auf dem Kopf daherschleppend, oder mit Schafen oder Ziegen und tauschten dafür Buschmesser, Hauen, Aexte ꝛc. ein. Auf diese Weise hatten sie selbst immer reichlich zu essen, ohne daß sie selbst Farmen anlegten. Wem sie nicht hold waren, der konnte sehen, wo er seine Feldgeräte bekam. Jeder Akpafu-Mann war ein Schmied; manche sogar noch besonders von Gott dazu berufen. Dabei zeigt unser Freund mit sichtlichem Stolz die Innenfläche seiner Hand, wo sich zwischen den beiden querlaufenden Linien noch zwei kleine Linien kreuzen ähnlich einem x. Dieses Zeichen ist sein „Gottesbrief", daß er ein geborner, von Gott besonders begabter Schmied ist. Gleich nebenan sehen wir seine Werkstätte. Auf dem Boden liegen 6—8 große Quarzitblöcke wie riesige Kieselsteine, welche als Ambos dienen. Die Hämmer sind keulenförmige Eisenstücke von verschiedener Größe. Den Blasebalg bilden zwei zylinderförmig zusammengenähte Schaffelle, die durch Einschnüren ähnlich wie eine Handharmonika gefaltet sind und abwechslungsweise auf und ab bewegt werden. In einer Ecke sehen wir auch einen Korb voll schöner Holzkohlen. Diese werden ähnlich wie bei uns in Meilern gebrannt und sowohl zum Schmieden als zum Schmelzen verwendet, da man von Steinkohlen dort nichts weiß. Ein paar selbstverfertigte Zangen vervollständigen die ganze Ausrüstung. Mit diesen höchst primitiven Werkzeugen verfertigen sie heute noch Hauen und Grabeisen, auch Aexte und eine Art kurzer starker Buschmesser. Die gewöhnlichen Buschmesser lohnen sich nicht mehr, die kauft man billiger von Europa. Sogar mit ihren Hauen müssen sie oft in die benachbarten Dörfer hausieren gehen, und trotzdem nährt das Handwerk nicht mehr. Wenn sie genug essen wollen, müssen sie jetzt auch Farmen anlegen und selbst ihren Reis und Mais und Jams bauen.

Im Hintergrund des Hauses sehen wir einige ebenfalls nur dürftig gekleidete Frauen mit Reis ausstoßen und Kochen beschäftigt. Auf unsere Frage, wie viele Frauen er habe, gibt uns unser Freund mit etwas selbstgefälligem Lächeln die Antwort: „Neun Frauen habe ich gehabt, einige sind gestorben, und die zehnte ist noch nicht

meine Frau, wird es aber bald werden." Sie ist nämlich erst etwa 13 Jahre alt, während er selbst wohl nahe an 60 ist. In höchstens zwei Jahren hofft er sie heiraten zu können, wenn ihm nicht noch ein Strich durch die Rechnung gemacht wird, was nicht ganz unmöglich ist. Denn seit die Schule in Akpafu ist, wollen sich die Mädchen nicht mehr in allen Fällen nur so kommandieren lassen, irgend einen Mann zu heiraten, sondern möchten manchmal auch ein Wort mitreden dürfen. Sie haben so eine schwache Ahnung bekommen, daß die Art ihrer Verlobung jedenfalls recht menschenunwürdig ist. Oft ist solch ein armes Geschöpf kaum ein paar

Mädchen aus Akpafu.

Stunden alt, da kommt schon ein Mann daher, der vielleicht schon einige Frauen hat und bringt dem glücklichen Vater eine kleine Schale voll Palmwein: er soll ihm seine Tochter zur Frau geben. Damit ist die Verlobung fertig. Ja, wenn gerade kein Palmwein zur Hand ist, kann er irgend ein Stück Feuerholz auf der Gasse auflesen und damit das Feuer schüren, so tut's das auch und hat dieselbe bindende Kraft, wie bei uns die Verlobungsringe. Vor der Hochzeit, die leider für das Mädchen immer noch viel zu früh stattfindet, hat dann der Bräutigam dem Vater der Braut noch 16 Buschmesser und 18—20 Töpfe voll Palmwein zu geben. Dazu kommt dann noch ein Festessen für die Familie am Tage,

an dem die junge Frau in sein Haus einzieht, wo sie wie jede andere Frau ihren besonderen Wohnraum, oft auch ein besonderes Haus angewiesen bekommt. Daß Friede und Glück unter solchen Umständen sehr seltene Gäste sind, Zank und Streit dagegen etwas recht Alltägliches und Gewohntes, ist leicht zu begreifen. Bemerkenswert bei der Polygamie ist hier noch der Umstand, daß bei der genauen Zählung sich herausstellte, daß es in Akpafu 30 männliche Einwohner mehr gibt als weibliche. Wollen wir nun noch eine Erklärung haben, wie dieser Mann dazu kommt, noch solch ein junges Mädchen zu heiraten, so wird er uns zur Antwort geben: „Ich heirate doch nicht nur um meinetwillen; das kommt noch meinem Sohn zugut.“ Denn mit Ausnahme seiner eigenen Mutter erbt der Sohn auch die Frauen seines Vaters so gut wie ein Hausgerät und ein Stück Vieh. Auf die Frage, wie viele Kinder er habe, wird er aber nun ziemlich kleinlaut seinen einzigen Sohn, einen Knaben von kaum fünf Jahren, vorstellen. Er habe früher mehr Kinder gehabt, aber sie seien alle gestorben. Vor ein paar Jahren zeigte ihm ein Missionar das Bild der deutschen Kaiserfamilie, da wollte er fast nicht glauben, daß dieser Herrscher über ganz Deutschland nur eine Frau haben solle, weil er ein Christ sei, und daß Gott ihm sechs Söhne und eine Tochter geschenkt habe, während er trotz seiner neun Frauen nur einen Sohn hat. Fast wollte ihm damals die Lust kommen, auch ein Christ zu werden und alle seine Frauen zu entlassen und dann nur seine jetzige Braut zu behalten. Als ihm aber der Missionar erklärte, daß das nicht angehe, sondern er müßte dann die Mutter seines Kindes behalten und dürfte jenes Mädchen nicht mehr heiraten, da wollte er nichts mehr vom Christentum wissen, wenigstens nicht für seine Person. Dagegen hat er längst fest beschlossen, daß sein Sohn einmal in die Schule gehen und ein Christ werden müsse. Solche Gesinnungsgenossen hat er übrigens noch viele in der Stadt; sie wollten gerne kommen, wenn sie daneben ihre alten, oft recht widernatürlichen Unsitten beibehalten dürften.

Ein bitteres Muß war ihnen schon das Verbot der Sklaverei. Dieselbe besteht zwar immer noch, nicht nur hier, sondern auch bei den übrigen Stämmen; doch verdient das Verhältnis zwischen den Sklaven und ihren Herren kaum mehr diesen Namen. Die Kinder werden oft wie eigene angesehen und gewöhnlich in der eigenen Familie verlobt. Es gilt sogar als ein schweres Vergehen, wenn ein „Freier“ so ein gekauftes Kind einen Sklaven schilt. Auch die Erwachsenen, die fast alle verheiratet sind, erfreuen sich einer ziemlich guten Behandlung, so daß ihnen meist nicht einmal viel daran gelegen ist, frei zu werden. Von Mißhandlung oder gar körperlicher Züchtigung wegen ungenügender Arbeit ist gar

keine Rede. Jeder Sklave weiß sehr gut, daß er in solchem Fall kräftigen Schutz bei der Regierung finden würde, und sein Herr weiß das ebenso gut. So ist mit Sicherheit zu hoffen, daß das Uebel ganz von selbst vollends ausstirbt, wenn die Regierung nur darauf hält, daß kein Sklavenverkauf mehr stattfinden darf.

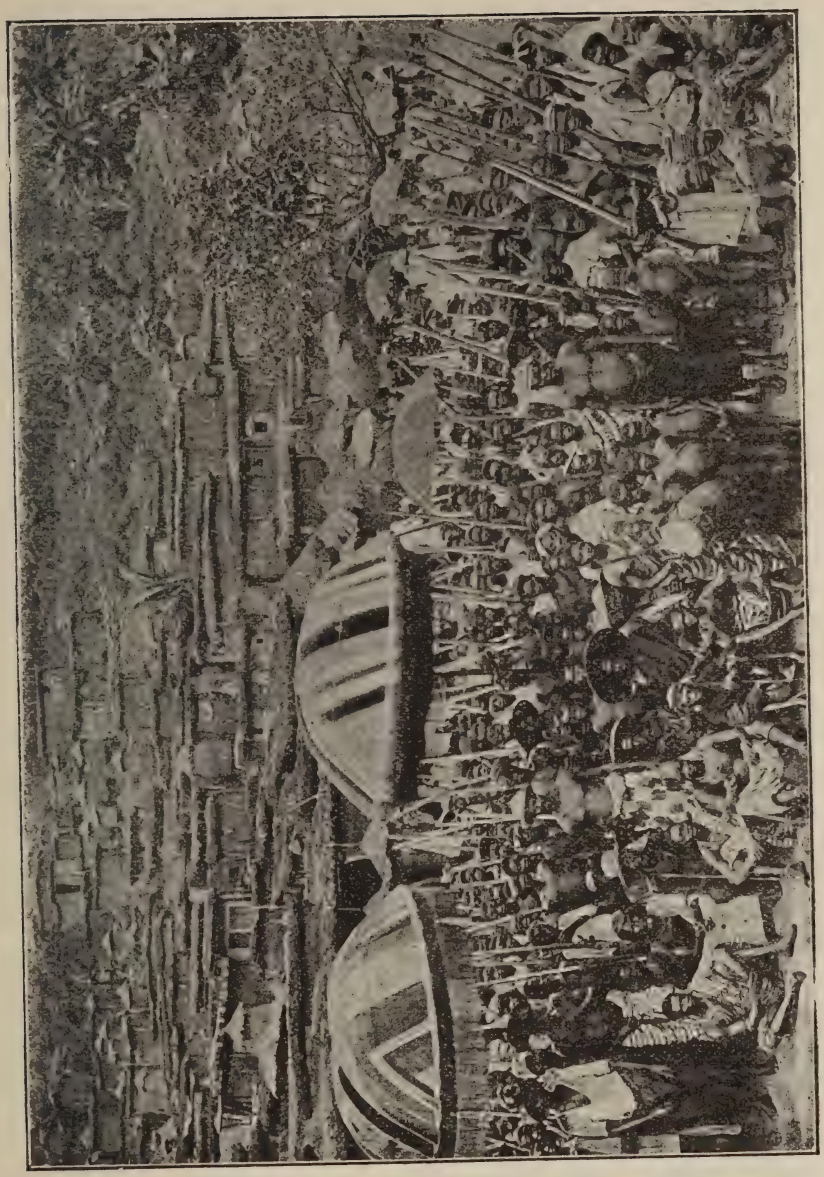
Recht unklar und verworren sind die religiösen Begriffe der Leute. Sie glauben wie alle die Nachbarstämme an ein höchstes Wesen, „Ea“ genannt, der die Welt und die Menschen geschaffen hat und mit seiner Frau in der „Gottesstadt“ wohnt. Dort scheint er jedoch so viel zu tun zu haben, daß er sich nicht um die Welt kümmern kann; denn von ihm wird selten oder nie vermutet, daß er in das Schicksal eines Menschen eingreift. Nur wenn eine alte Person eines natürlichen Todes stirbt, sagt man: „Ea hat ihn gerufen.“ An seiner Stelle führen zahlreiche, an Macht und Rang sehr verschiedene Gottheiten das Regiment auf Erden, die sogenannten Fetische. Einige der wichtigsten unter ihnen sind: Orentabora, Togbaiko, Koko, Gyapana. Jeder dieser Fetische hat seinen Schutzherrn oder Diener. Letzterer hat ihm zur bestimmten Zeit das festgesetzte Opfermahl zu bringen. Stirbt solch ein Herr oder ein Diener, so ernennt der Fetisch selbst seinen Nachfolger, der häufig noch ein Knabe ist. Dies sind aber keine Fetischpriester. Den Verkehr zwischen Mensch und Fetisch vermitteln nur Fetischpriesterinnen, deren es sechs oder acht gibt. So lange alles in der Stadt seinen gewohnten Gang geht und die Fetische den Leuten nichts tun, läßt man sie auch in Ruhe, und gibt ihnen nur ihr „Essen“, worin der ganze Dienst besteht. Jeder, auch Ea, bekommt jährlich zur Zeit der Ernte eine Portion Reis. Dazu bekommt Ea noch einen weißen Widder. Togbaiko, der seinen Platz jedesmal wechselt, wenn sein Diener stirbt und bald in Akpafu, bald in Odome sein Quartier aufschlägt, bekommt zu seinem Reis einen Ziegenbock und von einigen Antilopenarten das erste Tier, das nach diesem Reisessen geschossen wird. Außerdem muß man ihm alle fünf Jahre eine Antilope nach den Akunya-Bergen bringen, wo er seinen eigentlichen Wohnsitz hat. Die kleinen Fetische sind meist mit einem Huhn zufrieden. Bricht nun aber irgend ein Unglück oder eine Krankheit über ein Haus oder über die ganze Stadt herein, oder kommt lange kein Regen oder zur Erntezeit zu viel, so müssen die Priesterinnen die Fetische fragen, welcher von ihnen erzürnt ist und mit welchen besonderen Opfern er wieder versöhnt werden kann. Was jedoch den Regen anbetrifft, so hat darüber ein gewisser Regenmacher namens Kwadzo noch größere Macht als die Fetische. Wenn Kwadzo den Regen „gebunden“ hat, fleht man umsonst zu den Göttern. Sehr vorteilhaft gegen diese egoistischen Götter hebt sich die Gestalt des Orentabora ab.

Er soll der erste Mensch gewesen sein, den Ea geschaffen hat. Als er dann samt seinen Mitmenschen von der Gottesstadt nach der Erde kommen wollte und den Weg durch ein scharfes Schwert versperrt fand, stürzte er sich in dasselbe und bahnte so den übrigen den Weg auf die Erde. Leider kann man ihm nicht mehr dienen, da bei einem großen Brande, der die ganze Stadt zur Zeit, als man noch Grasdächer hatte, einäscherte, auch die hölzerne (menschliche) Figur des Orentabora mit verbrannte. Seitdem dürfen keine Grasdächer mehr in Akpafu gemacht werden.

Eine ebenso wichtige, ja fast noch wichtigere Rolle als die Fetische spielen die Amulette, die deshalb auch kurzweg Fetische heißen und meist um schweres Geld von gewissen Zauberern erworben werden. Da gibt es solche, die dem Jäger zu guter Beute verhelfen sollen, andere, die vor dieser oder jener Krankheit schützen, wieder andere, die den Einfluß von Hexen wirkungslos machen können u. s. w. Besonders kleine Kinder tragen oft eine ganze Anzahl solcher Anhängsel. Welche Macht die Leute in diesen Amuletten vermuten, erfuhr vor einiger Zeit ein Missionar gelegentlich eines Besuches bei einem ihm sehr gut bekannten Manne. Da sah er in einer Ecke des Hauses einen Gegenstand hängen, ähnlich einem großen Rosenkranz von schwarzen, schmutzigen, kugeligen Früchten, wie große Perlen, ferner Knochen, Federbüschel, zwei ganz kleine birnförmige Kalabassen und sonst noch einige Gegenstände. Das ganze sah aus, als ob es etliche Monate in einem Rauchfang gehangen hätte. Auf die Frage, wie er zu diesem Dinge komme, sagte der Mann, daß ein fremder Zauberer vor zwei Jahren diesen Fetisch hier gelassen habe und gesagt, er wolle ihn später abholen. Nun warte er seither vergeblich auf ihn und wäre doch das Ding so gern los. Zu dem Rat, es einfach hinauszuwerfen, schüttelte er entsetzt den Kopf und sagte, daß er in der ganzen Zeit noch nie gewagt habe, es auch nur mit der Fingerspitze zu berühren. Wie dann der Missionar das Amulett von der Wand herunter nahm und damit vor das Haus ging, bat er in höchster Angst: „Herr, laß es sein, es gibt ein Unglück!“ Dieser aber ließ durch ein paar Schüler, die in der Nähe standen, etwas Stroh und Holz auflesen und legte den mächtigen Fetisch darauf. Inzwischen waren eine ganze Anzahl Zuschauer gekommen, um zu sehen, was da werden wollte. Als er aber jetzt ein Streichholz anzündete, da war im Nu kein Zuschauer mehr zu entdecken. Nur verstohlen schaute da und dort ein Kopf hinter einer Mauer hervor, fuhr aber rasch wieder zurück, als er das brennende Feuer sah. Nachdem der Fetisch verbrannt und die Asche weggefegt war, wagten sich erst einige junge Leute heran und staunten sprachlos den Missionar an, der sich nun eben auf die Brandstelle gestellt hatte.

Schließlich wagte es sogar ein etwa zehnjähriges Mädchen gegen ein Versprechen von 5 Pf. auch einen Augenblick auf den Platz zu treten; es war die Tochter des immer noch ganz verblüfft dastehenden Mannes, der nun von seinem großen Fetisch erlöst war. Zuletzt wollte er aber doch nicht weniger Mut haben als sein Kind und stellte sich nach wiederholter Aufforderung auch einen Augenblick auf den Platz. Später gestand er, daß er noch einige Wochen lang gefürchtet habe, es werde doch ein Unglück kommen. Vor mehreren Zeugen wurde dann festgestellt, daß er ganz unschuldig sei an diesem Feuertode des Fetisch; falls der Eigentümer kommen sollte, habe er sich ganz allein an den Missionar zu wenden.

Ein Fortleben nach dem Tode steht den Leuten unzweifelhaft fest; sie stellen sich dasselbe ganz gleich wie dieses irdische Leben vor. Wenn jemand in dieser Welt stirbt, so wird er in der andern Welt, in der „Gottesstadt", geboren und hat nun dort das gleiche Schicksal, wie hienieden. War er hier arm und verachtet, wird er es dort auch sein; war er hier reich, angesehen und im Besitze vieler Frauen, wird er es dort ebenso haben. Wer hier ein guter Mensch war, wird es dort wieder; ebenso bessert sich ein schlechter nicht. Hat er dann dort seine bestimmte Zeit gelebt, so stirbt er wieder und wird nun abermals auf dieser Erde geboren. Unser oben erwähnter alter Freund glaubt fest, daß er gegenwärtig zum drittenmal auf dieser Erde sei und hofft, diese Hin- und Herreise noch oft zu wiederholen. Kommt es aber einmal wirklich zum Sterben, so wird es sehr fraglich sein, ob dieser sein „fester Glaube" Stand hält und ihm irgend welchen Trost gewährt. Die entsetzliche Angst der Sterbenden und die verzweifelten Bemühungen, durch irgend ein Mittel das Leben noch ein wenig zu verlängern, beweisen wohl das Gegenteil. Ein Mann, der die Wassersucht in hohem Grade hatte und fühlte, daß seine Tage gezählt seien, ließ, nachdem er bei allen Medizinmännern vergeblich Hilfe gesucht hatte, den Missionar rufen und bat ihn mit herzbeweglichen Worten, er möge ihm doch Arznei geben; er wolle gern jeden Preis zahlen, Schafe, Hühner, was man verlange. Umsonst sagte man ihm, daß es für seine Krankheit keine Arznei gebe; er bat nur immer dringender. Als er dann schließlich sah, daß der Missionar bei seiner ersten Aussage blieb, wandte er sich mit den verzweifelten Worten ab: „Du hast wohl Arznei, du willst sie mir nur nicht geben!" Wenige Tage hernach starb er. Wenn jemand jung oder unerwartet rasch stirbt, so ist er von einem bösen Menschen getötet oder verhext worden, sehr häufig von einem Verstorbenen, der noch nicht über das große Wasser nach der Gottesstadt kommen konnte und sich deshalb noch auf der Erde herumtreibt und seinen Nebenmenschen, selbst seinen Freunden, allerlei



Versammlung zur Totenfeier in Apafu.

Schaden zufügt. In solchem Falle wird dann der Leichnam in der Stadt herumgetragen und von einem hinterhergehenden Mann befragt, wer ihn verhext habe. Bei den unregelmäßigen Schritten

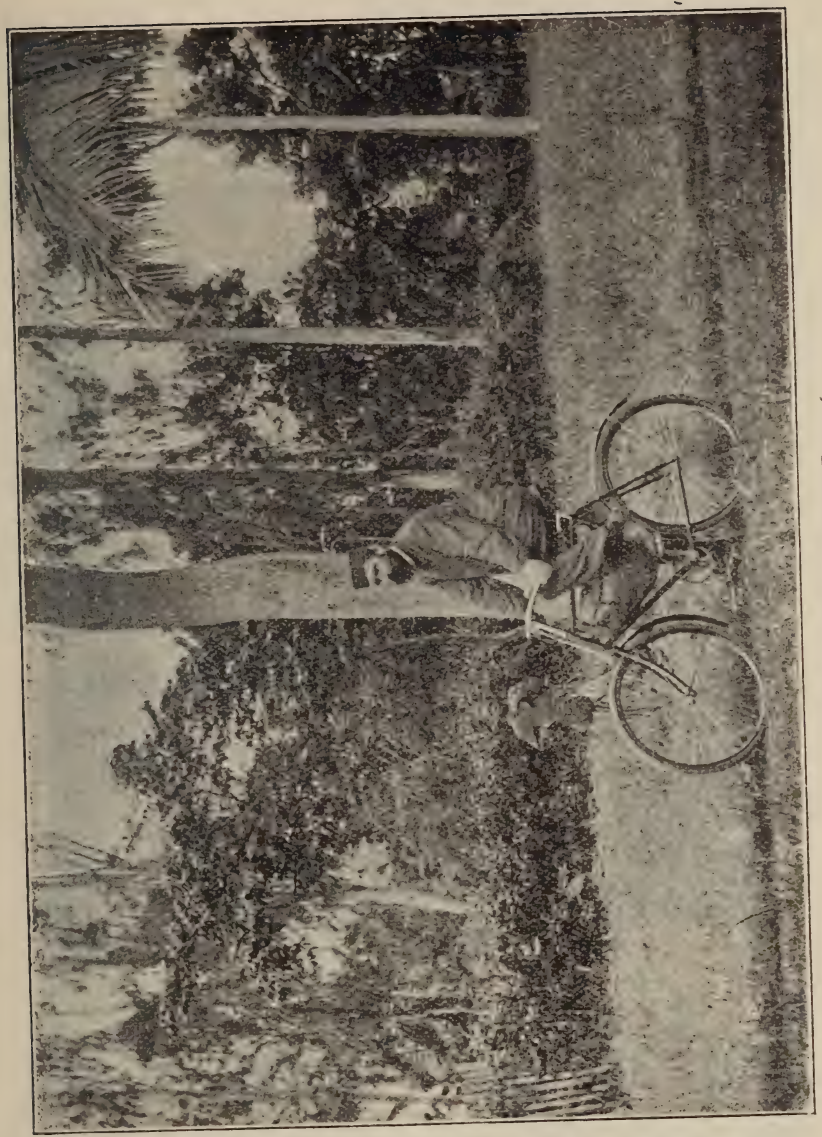
der Träger auf dem unebenen Boden macht der Kopf des Toten allerlei Bewegungen. Je nachdem nun bei einer gestellten Frage gerade eine bejahende oder verneinende Kopfbewegung erfolgt, gilt diese als Antwort des Toten. Vor dem Begräbnis wird jeder Leichnam auf einem etwas freien Platz auf einen Stuhl gesetzt, so daß der Rücken an einem Haus anlehnt. Dann versammelt sich die ganze Stadt, und die Frauen stimmen ihre einförmigen Trauerweisen an. Manchmal werden noch verschiedene Reden an den Toten gerichtet. Falls es aus irgend einem Grunde, etwa wegen entstellender Wunden oder gewisser Krankheiten, nicht möglich ist, ihn selbst vor die Versammlung zu bringen, so wird nur sein Stuhl gebracht, welcher ihm mit ins Grab gegeben wird, und diesem die Zeremonien erwiesen, in der Erwartung, daß er dem Toten dann mitteilt, was gesagt und gesungen wurde. Sehr bezeichnend sind diese Totengesänge, von denen leider bisher nur sehr wenige übersetzt werden konnten. Bei einer jungen Frau lautete ein Gesang: „Gott, du und deine Frau, ihr geht heute nicht auf das Feld, denn es kommt eine sehr schöne Frau in eure Stadt.“ An den Erinnerungstagen werden große Feste gehalten. — Soweit der Bericht von Missionar Pfisterer.

An diesem Orte und unter diesen Leuten galt es nun eine Missionsstation zu errichten.

3. Die erste Konferenz in Akpafu.

Nachdem der Vorstand in Bremen den Beschluß gefaßt hatte, das von Missionar Pfisterer begonnene Haus auszubauen, beauftragte er eine Kommission in Akpafu selbst noch einmal Rats zu pflegen und Vorschläge zu machen. Ich sollte nachher gleich nach den Weisungen dieser Kommission den Bau in Angriff nehmen, zu dem inzwischen schon Vorbereitungen getroffen waren.

Am 17. Juli 1904 fuhren drei Radler, aus verschiedenen Richtungen kommend, nach Akpafu. Missionar Härtter, der stellvertretende Präses unserer Togo-Mission, hatte eine Visitationsreise nach Boem gemacht und kam von Norden, Missionar Diehl vom Agu aus Südosten und ich von Amedzowe von Süden. Nachdem Diehl und ich uns in Kolenu unerwartet getroffen hatten, setzten wir über Wegbe, Hohoe unsere Reise nach Akpafu gemeinschaftlich fort und wurden gegen 5 Uhr abends in Akpafu von Missionar Härtter, der schon um Mittag eingetroffen war, begrüßt. Unser Lehrer G. Mensa hatte sein Häuschen geräumt und wohnte mit Frau und Kind in seinem Küchengebäude. So konnten wir uns in den beiden Zimmerchen des Lehrerhauses für die gemeinsame Arbeit einrichten. Bald nach der Ankunft war



Missionar Härtter auf dem Zweirad.

die nach einer Radtour in Afrika nötige Waschung beendet; die Feldbetten hatten in den verschiedenen Ecken der beiden kleinen Räume ihren Platz gefunden und waren aufgestellt. Ein Tisch und drei Stühle waren auch zur Verfügung. In unsere Reisekoffer hatten die vorsorgenden Hausfrauen neben Kleidung und

Wäsche auch den für Frühstück und Abendbrot nötigen Mundvorrat gepackt. Den Mittagstisch, den man nebenbei bemerkt meistens erst abends gedeckt bekommt, besorgt auf den Reisen meistens die Lehrerfrau oder der Lehrer, wo man zu Gaste ist. So deckte uns auch an diesem Abend unser Lehrer Mensa den Tisch. Nach des Tages Last und Hitze und dem erfrischenden Bade schmeckt eine Hühnersuppe mit Reis vortrefflich; so auch uns an jenem

Lehrer Mensa mit Familie.

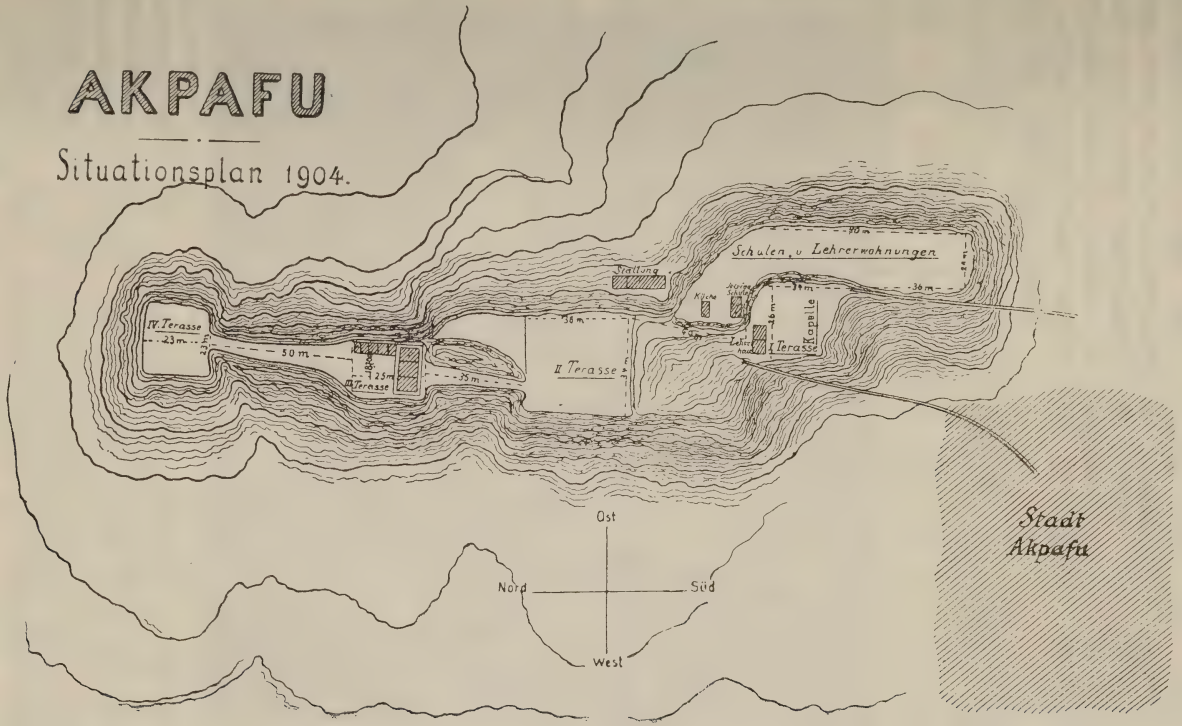
Abend. Nach Tisch unterhielten wir uns noch eine Zeitlang und besprachen unsern Auftrag. Doch da die Sonne sich längst am westlichen Horizonte als Feuerball hinabgesenkt hatte, war der afrikanische Arbeitstag zur Neige. Wir einigten uns auch schnell dahin, daß es wohl das Beste sei, wenn sich ein jeder in seine Ecke zurückziehe, was wir nach gemeinsamer Abendandacht auch taten. Von unsern Betten aus konnten wir durch das etwas schadhafte Dach ganz verstohlen einige Sternlein am prächtigen Himmelszelt des Tropenlandes schimmern sehen. Schnell senkte sich jedoch der Schlaf auf die müden Augen nieder und wir

schlummerten in der frischen Akpafuluft, fest eingehüllt in unsere Decken, dem nächsten Morgen entgegen.

Schon die erste Tagesstunde des 18. Juli sah uns wieder auf den Beinen. Zuerst einzeln und später gemeinsam hielten wir Umschau auf dem Sattel des Akpafuberges, wo und wie wohl die verschiedenen Gebäude, die zum vollen Betrieb einer Missionsstation gehören, Platz finden würden. Nach dem Frühstück, zu dem jeder aus seinem Koffer ein Teil beitrug, fingen die gemeinsamen Messungen und Beratungen an und wir legten nach zweitägiger Arbeit einen genauen Situations- und Bauplan nebst Kostenvoranschlag vor. Der Situationsplan nebst Zeichnung des Bauplanes und Kostenvoranschlag wurden in zwei Exemplaren ausgefertigt, eins ging nach Bremen, das zweite blieb in meiner Hand. Der Kostenanschlag für ein einstöckiges Wohnhaus mit Veranda, zu welchem die angefangenen Mauern mit verwendet werden sollten, sowie zu einem im rechten Winkel zum Wohnhaus stehenden Nebengebäude mit Küche, Vorratsraum, Mädchen- und Badezimmer ꝛc. betrug 8000 Mark. Dazu sollte noch ein Ökonomiegebäude mit Pferde- und Hühnerstall mit Strohdach nach Landesart gebaut kommen; wogegen die beiden erstgenannten Häuser vollständig nach Tropenart gebaut und mit Wellblech gedeckt werden sollten.

Der von der Kommission vorgelegte neue Plan unterschied sich wesentlich von dem zuerst von der Missions-Konferenz Amedzowe aufgestellten. Beim ersten Plan war an ein Haus gedacht, das nur für zeitweiligen Aufenthalt eines Europäers bestimmt war, später aber einem eingebornen Pfarrer oder Katechisten dienen sollte. Der von der Kommission aufgestellte Plan war zwar sehr einfach gehalten, sollte aber doch zu einer bleibenden Missionarswohnung dienen. Doch mußte, was ich noch hier gleich bemerken will, auch da und dort noch während des Baues dies und jenes im Plan geändert werden. Z. B. das Ökonomiegebäude, das erst nur nach Landessitte aufgeführt wurde, nahm einer der ersten Februarstürme 1905 mit und es wurde nachher zum größten Teil auf Kosten des Bauleiters massiv und größer gebaut und auch mit Wellblech gedeckt. Ueberhaupt belehrt uns die Zeit des Baues erst recht, daß es gut war, daß der erste Plan nicht ausgeführt wurde.

Der Situationsplan gab genau die Plätze an, wo später noch nötig werdende Gebäude, als Schulhaus, Lehrerwohnungen, Kirche oder Kapelle ihren Platz finden sollten, resp. wo Platz dafür geschafft werden konnte nach der Ansicht der versammelten Konferenzmitglieder. So wurde der 19. Juli 1904, dessen Datum die erste Akpafukonferenz trägt als Gründungstag


AKPAFU
Situationsplan 1904.
Schulen u. Lehrerwohnungen
Station
Kirche
Kapelle
Lehrer-haus
I Terasse
II Terasse
III Terasse
IV Terasse
Ost
Nord
Süd
West
Stadt Akpafu

unserer sechsten Hauptstation in Südtogo vom Vorstand der Norddeutschen Mission bestimmt.

Am 20. Juli zogen die beiden Missionare Härtter und Diehl nach getaner Arbeit in Akpafu zuerst gemeinsam über Santrokofi nach Hohoe; von dort aus kehrte jeder auf seinem Wege wieder auf seinen Arbeitsposten zurück. Mir, als dem dritten Mitglied der ersten Akpafukonferenz, fiel nun die Ausführung alles dessen zu, was wir zu dreien beraten hatten. Vorerst bestellte ich meine Handwerksleute von Amedzowe und dem übrigen Avatime und Gbidzigbe nach Akpafu, um mit denselben Akkorde abzuschließen. In Akpafu selbst gab es damals noch keinen Bauhandwerker.

Bis zum Eintreffen meiner Leute aber besuchte ich wieder meine Boemstationen und versorgte unsere Christen mit Wort und Sakrament und predigte unterwegs auf den Straßen und Märkten den herbeikommenden Heiden die Botschaft vom Kreuz.

Nach etwa 10 Tagen kehrte ich wieder im Lehrerhaus in Akpafu ein, von dem nun ein Zimmerchen als Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer zu meiner ferneren Verfügung blieb, da ich von da ab des Oefteren dort weilte. Meine Arbeiter von Avatime waren inzwischen eingetroffen und die

4. Verakkordierung des Baues

konnte stattfinden.

Als ich den Leuten, mit denen ich über 10 Jahre in Avatime gearbeitet hatte, erklärte, daß sie die Zimmermanns-, Schreiner- und Maurerarbeit in Akkord nehmen müssen, da ich ja in Amedzowe wohne und meine Gemeindearbeit dort im Bezirk habe und daher nicht zur täglichen Aufsicht zur Stelle sei, da gab es lange Gesichter. Mit den beiden Maurern Ferdinand Fesi und Manase Nyamedenu von Biakpa hatte ich schon in Amedzowe geredet und fand sie willig; dagegen kostete es viel Ueberredungskunst, die Zimmerleute und Schreiner willig zu bekommen. Die Leute waren bisher gewohnt, im Tag- oder Wochenlohn zu arbeiten. Sie hatten noch nicht den richtigen Ueberblick über die Arbeit, die ein ganzer Bau erfordert und fürchteten sich, daß sie im Verdienst zu kurz kämen. Auch war es ja viel bequemer, jeden Sonnabend seinen Lohn in die Tasche zu stecken und dabei gemütlich zu arbeiten mit nicht wenigen Pausen, wenn der die Aufsicht führende Missionar gerade bei einer anderen Partie Arbeiter oder sonst beschäftigt und nicht auf dem Werkplatz war. Auch wurden die Nerven nicht überreizt, wenn der Meister viel oder wenig über die Leistungen seiner Leute schalt. Dies alles regte keinen auf, wenn nur der Lohn am Sonnabend unverkürzt blieb. Da mußte man oft gute Miene zum bösen Spiel machen und den Wochen-

lohn zahlen, ob viel oder wenig geleistet war, sonst liefen die Burschen einfach weg. Mochte der Bau dann ruhig das Doppelte des Voranschlages kosten, das war ja Sache des Missionars und nicht des Arbeiters. Der Weiße hat ja Geld genug. Nun galt es selbst zu rechnen und zu verantworten. Da wollte von den Herren Schreinern und Zimmerleuten keiner recht zugreifen, obwohl es sich ja nur einzig und allein um die Arbeit handelte. Alles Material für diese Arbeiten wurden ja vom Bauleiter geliefert. Nach beinahe eintägigem Erklären und Vorrechnen, was für jeden einzelnen Balken, jeden Pfosten, jede Türe, jedes Fenster, jeden Fensterladen, das Dach 2c. 2c. gezahlt werde und die Leute jedesmal angeben mußten, daß sie so die Sache machen könnten, erklärten sich drei Zimmerleute und Schreiner bereit, mit ihren Leuten zusammen zu übernehmen. Die Aufsicht sollte der Aelteste unter ihnen, Efraim Funape von Gbadzeme, führen, der auch mir verantwortlich war und als Meister über alle Arbeiter eingesetzt wurde. In meiner Gegenwart mußten alle versprechen, seinen Anordnungen Folge zu leisten und nur an ihn, niemals an mich, Gehaltsforderungen zu stellen. Efraim dagegen wurde verpflichtet, mit seinen Leuten alle Zimmermanns-, Schreiner- und Glaserarbeiten, auch die erforderliche Möbelierung der Zimmer, zu den vor den versammelten Leuten vereinbarten Preisen herzustellen. Die Mission mußte ihm dazu das erforderliche Material an Holz, Eisenwaren, Wellblech, Glas, Oel, Farbe 2c. liefern; dagegen hatten er und seine Leute sämtliche Werkzeuge selbst zu stellen; gegen Vergütung sämtlicher Unkosten verpflichtete ich mich, die zum Bau erforderlichen Werkzeuge in Europa zu bestellen. An Geld sollte Efraim immer so viel Vorschuß zur Bezahlung seiner Leute erhalten, als der Wert der fertiggestellten Arbeit betrug, so daß weder die Mission noch der Meister in Schaden komme. Ich verpflichtete mich obendrein, immer mit Rat und Tat behilflich zu sein, so daß sich Efraim stets an mich wenden könne, wenn er in Not komme und nicht mehr aus noch ein wisse. Diese Vereinbarungen wurden niedergeschrieben, von dem Meister und den beiden ältesten Arbeitern unterzeichnet und von mir im Namen der Mission gegengezeichnet. Als Zeuge der Verhandlungen hatte Lehrer G. Mensa beigewohnt, der nun den Vertrag als Zeuge unterschreiben mußte.

Bei der Maurerarbeit war die Sache einfacher. Es wurde festgestellt, was für den laufenden Quadratmeter Mauer bezahlt werden müsse. Die Maurer hatten mit Ausnahme des Kalkes alles Material selbst zu beschaffen. Nachdem wir über den laufenden Quadratmeter Mauer uns geeinigt hatten, wurde von den Maurern der Akkordvertrag auch unterzeichnet. Mit den

Holzsägern von Avatime und Hohoe wurden die Lieferungen an Holz nicht auf einmal, sondern partienweise, so wie das Holz gebraucht wurde, abgeschlossen und jedes Stück Holz, ob Balken oder Bretter, je nach seiner Dicke und Breite, nach dem laufenden Meter bezahlt. Dagegen mußten sich die Holzsäger verpflichten, mich nicht im Stiche zu lassen und etwa zur Erntezeit oder sonstigen Ereignissen in ihrer Heimat davon zu laufen, sondern so viel Holz als zum Bau der Station erforderlich sein würde, zu liefern, und nur mit meiner Erlaubnis in ihre Heimat zurückzukehren. Dagegen mußte ich mich verpflichten, keine anderen Leute anzustellen, so lange sie ihre Verpflichtung einhalten.

Als ich nach zwei Tagen endlich mit den Leuten fertig war und wir durch unsere Verträge uns unser gegenseitiges Vertrauen bezeugt hatten, konnte der Bau beginnen.

Wir wollen nun unsern Blick richten auf

5. Bauleiter, Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handlanger bei der Arbeit.

Trotz aller Akkorde mußte ich doch Bauleiter bleiben; denn es blieb mir immer noch ein gutes Stück Arbeit. In erster Linie galt es, mit den Stadtleuten den Bauplatz zu bereiten. Mit Ausnahme des Platzes, worauf die Mauern des Wohnhauses standen, war nur noch hinter demselben eine etwa 4 Meter breite Fläche. Es mußte deshalb für die Veranda, die das Wohnhaus auf allen vier Seiten umgibt, auf der Ost-, Süd- und Westseite das Fundament mit Bruchsteinen heraufgebaut werden. Letztere wurden östlich vom Hause, wo eine Felsplatte sich etwa 30 Meter lang hinzog, mit Pickaxt und Brecheisen gebrochen. Diese Steine wurden auf den Köpfen der Leute, auf Tragbahren oder auf Rollen zur Mauerstelle heraufbefördert. Der Steinbruch mußte nachher die Baustelle für das Oekonomiegebäude geben; es wurden also zwei Arbeiten zugleich damit gemacht, Fundamentsteine gebrochen und ein Bauplatz planiert. Einige praktische Leute, darunter der erste Sprecher Buame und ein Stadtältester mit Namen Akoto, dienten bei den Fundamentarbeiten zur Veranda als Maurer, da diese Arbeit nicht im Maurer-Akkord einbegriffen war. Ferdinand und Manase hatten befürchtet, daß ihnen die Leute die Steine nicht herschaffen würden und jedenfalls war diese Furcht nicht unbegründet gewesen.

Ebenso galt es Platz zu schaffen für das im rechten Winkel zum Wohnhaus geplante Nebengebäude. Es mußte auch dort eine 6 Meter lange, 4 Meter breite und bis zu 1—1½ Meter tiefe Felspartie weggebrochen werden. Um das Wohnhaus herum war

nicht der geringste ebene Platz; so bauten wir im Süden vom Haus eine 20 Meter lange und 8 Meter breite und im Osten und Westen vom Haus je eine etwa $1^1/_2$ Meter breite Terrasse auf, die stellenweise 2—6 Meter hoch wurden.

Die südliche Terrasse ist jetzt ein schöner Vorgarten und die schmalen Terrassen im Osten und Westen sind Wege, so daß man wenigstens außen noch zu ebner Erde um das Haus herum kann.

Drei Wochen lang arbeiteten manchmal 2—300 Akpafuleute von morgens 6—10 Uhr, bis diese Arbeiten vollendet waren. Ein Teil dieser Leute war damit beschäftigt, in nächster Nähe des Bauplatzes das 3—5 Meter hohe Elefantengras mit Stumpf und Stiel aus dem Boden zu hauen; denn immer noch staken wir in dem undurchdringlichen hohen Grasbusch, der nach jedem bloßen Abhauen wieder in wenigen Wochen zur alten Höhe empor gewachsen war. Nun wurde ihm mit der Pickaxt für immer der Garaus gemacht. Alle diese Arbeiten taten die Leute unentgeltlich und noch manche andere dazu, wie wir später sehen werden. So arbeitete ich des Vormittags bis 10 Uhr mit den Stadtleuten, die sehr willig, teils geschickt, teils aber auch sehr ungeschickt sich zu diesen Arbeiten anstellten. Jeden Augenblick erscholl aus einer andern Ecke der Ruf „Aweto", d. i. Herr. Immer und überall sollte ich zeigen und mithelfen, bis die Leute endlich begriffen, wie die Sache werden sollte.

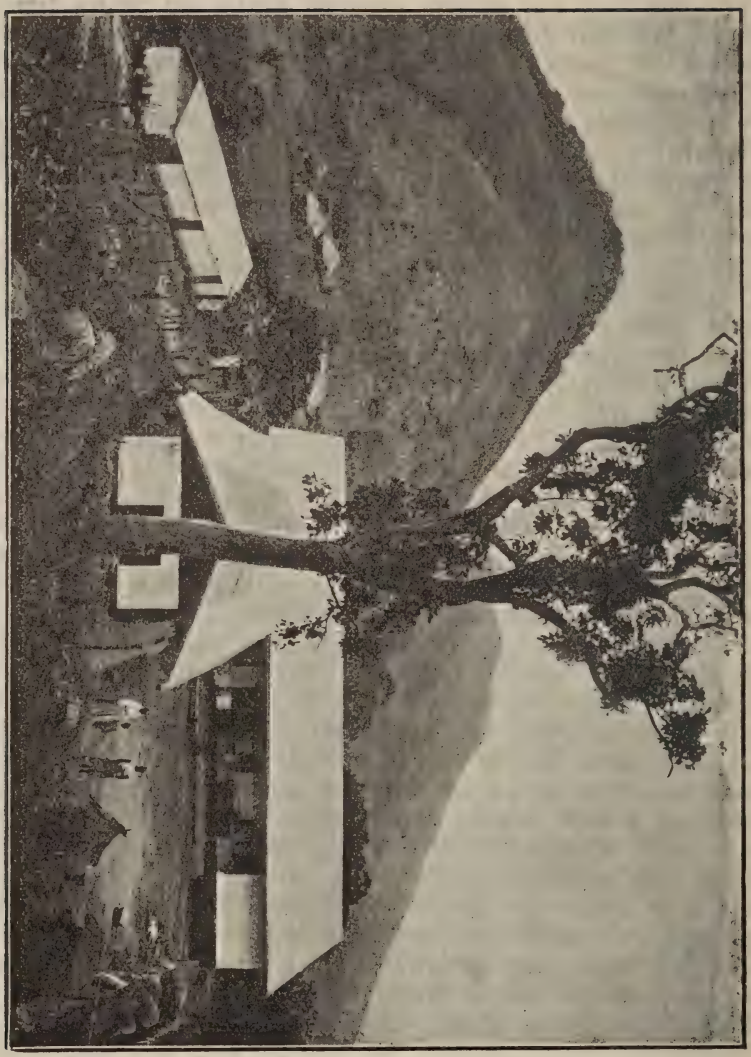
Erst nach 10 Uhr, wenn die Stadtleute heimgingen, konnte auch ich sehen, was mir mein Pferdeknecht und stellvertretender Koch Okra zum Frühstück bereitet hatte und fand oft einen kalten Kaffee vor; denn Okra war mehr um sein als um mein Frühstück besorgt gewesen.

Neben vorgenannten Arbeiten galt es den Maurern zu helfen beim Abstecken des Mauerwerks, nachzusehen, daß dieselben ihr Material gut zubereiteten. Die ganzen Mauern wurden aus Tonerde mit Eisenkiesel gemischt gemacht, ähnlich wie wir sonst unsere Betonmauern aus Zement und Kieselsteinen machen.

Mehr aber als von den Maurern wurde ich von den Holzsägern, Schreinern und Zimmerleuten in Anspruch genommen. Bald wollte ein Eigentümer den Holzsägern einen ihnen passenden schönen Odumbaum, eine Art Eiche, nicht verkaufen. Ich mußte dann den Mann überreden, meinen Sägern doch den Baum zu geben. Dann fiel beim Holzfällen wieder ein Baum in eine Maispflanzung; ich wurde wieder als Vermittler gerufen. Dann kamen die Zimmerleute und beschwerten sich, daß die Säger zu ungleiches Holz liefern und dadurch die Arbeit erschweren. So war jeden Tag, ja hie und da jede Stunde, wenn ich zur Stelle war, etwas neues.

Wie froh war ich oft, wenn ich Akpafu den Rücken kehren durfte, um wieder 2—3 Wochen meiner eigentlichen Arbeit auf meinen 22 Stationen nachzugehen. Wenn ich dann von meiner Bezirksreise nach Amedzowe kam, so lagen meist schon unter andern Schreiben einige Briefe von meinen Handwerksleuten in Akpafu, worin ich gerufen wurde. Oft war der Grund nicht angegeben, sondern es hieß nur: „Eine große Sache liegt vor!" So rief mich einmal der Schreinermeister Efraim. Ich eilte nach Akpafu. Und was mußte ich hören? „Herr," sagte er, „nun sind Fenstergestelle, Türen und Fensterladen fertig, auch das Holz zum Dachstuhl ist zugerichtet, aber das Sparrenholz genügt nicht. Was soll ich jetzt mit meinen Leuten machen? Wir warten schon zwei Tage auf dich und wissen nicht, was wir machen sollen." Keiner hatte daran gedacht, den Holzfägern Mitteilung zu senden, daß noch etwa 10 Dachsparren gesägt werden müssen; ebenso dachte Efraim nicht daran, daß Brettervorrat die Fülle zur Stelle war und er inzwischen Möbel machen könne. Dies mußte ich ihm erst sagen und deshalb mein Rad $7\frac{1}{2}$ Stunden lang treten von Avatime bis Akpafu und am nächsten Tage wieder zurück. Dies war eine Extrazugabe, der sich noch verschiedene anreihten. Ein anderes Mal teilten mir die Maurer mit, daß das Gestein auf dem Bauplatz vom nördlichen Teil des Nebengebäudes unmöglich so tief weggebrochen werden könne, daß die drei hintern Räume (Eßzimmer, Küche und Vorratsraum) in gleiche Höhe bezw. Tiefe kämen, der Stein sei zu hart. So galt es wieder, alles liegen und stehen zu lassen und nach Akpafu zu radeln, um selbst an Ort und Stelle Rat zu erteilen und zu sehen, ob sich die Sache nicht doch noch machen lasse, so daß man nicht zwei Tritte hoch nach den hintern Räumen steigen müßte. Die Maurer behielten aber recht. Das Gestein war so hart und glatt, daß die Leute nichts mehr wegbrachten. Die Felsen sprengen konnten und wollten wir nicht wegen der bereits aufgeführten Mauern des Hauptgebäudes. So mußte der Boden im Mädchenzimmer, Baderaum ꝛc. $1\frac{1}{2}$ Fuß höher gelegt werden, als in den übrigen drei Räumen, so daß dann die hintern Räume etwas niedriger waren, da das Dach dieselbe Höhe behielt. So kamen die drei Tritte auf die Veranda des Nebengebäudes, die ich trotz allem und allem gerne vermieden hätte.

Bei diesem Besuch konnte ich gerade noch etwas nachholen, was ich vorher vergessen hatte. Um in den Tropenhäusern genügend Luft und Licht zu haben, macht man sehr viele Türen und Fenster in die Zimmer. Dadurch wird aber der Platz zum Aufstellen der Möbel beeinträchtigt und letztere müssen mehr oder weniger nach dem Platz, der dafür zur Verfügung steht, gemacht



Blick in das fertige Stationsgehöft.

werden. So konnte ich gerade noch zur rechten Zeit die Maße für die Möbel genau angeben, so daß alles nach Fertigstellung an seinen bestimmten Ort paßte.

So hatte ich bei meinen Besuchen in Akpafu noch immer wieder Sorge zu tragen, daß das Bauholz vom Wald auf den Bauplatz geschafft wurde. Da sah ich manchen Morgen, schon ehe die Sonne hoch kam, die kräftigsten Männer und Frauen

von Akpafu mit Balken oder Bretter auf ihren Köpfen den Berg heraufkeuchen. Ihre schwarze Haut glänzte dabei und der Schweiß rann in kleinen Bächen über den Körper. Schon mit dem ersten Hahnenschrei waren sie am Morgen in den Wald gezogen, um eine Stunde und mehr entfernt im Waldtal von den Sägeplätzen das Holz zu holen. Nie haben sie am Abend vorher meine Bitte abgeschlagen. Gewöhnlich sagte der Häuptling: „Mése", d. h. „ich habe es gehört", gleichbedeutend mit: „Ich will es tun oder tun lassen." Oft trugen zehn und noch mehr Männer an einem Balken und singend zogen die Leute meist auf dem Bauplatz ein. Wie oft sagten sie, wenn sie so einen schweren Balken niedergelegt hatten: „O Aweto, er war schwer und der Weg war weit! Wir wollen morgen die andern holen, heute haben wir keine Kraft mehr dazu!" Ich mußte eben Geduld haben; denn ich sah oft, wie die Leute von der Anstrengung am ganzen Körper zitterten. Sie waren solche schwere Arbeit nicht gewöhnt und doch taten sie dieselbe ohne Widerrede unentgeltlich, wie sie versprochen hatten.

So verging Tag um Tag, Woche um Woche bei gemeinsamer Arbeit. Die Mauern von den Gebäuden stiegen immer höher, auf dem Bauplatz lag das Holz aufgestapelt und harrte des Tages, wo es auf die fertigen Mauern aufgestellt werden konnte. In allen irgend verfügbaren Räumen standen schon fertige oder halbfertige Möbel. Es kam sogar einmal vor, daß ein lieber Gast bei mir in meinem kleinen Zimmer sein Nachtlager in einem halbfertigen Schrank aufschlug, da sonst kein Platz mehr war in der Herberge.

Endlich traf von unserem Hauptkassierer und Spediteur aus Lome die Nachricht ein, daß die Materialien aus Europa, als da sind: Nägel, Schrauben, Bänder und Schlösser für Türen, für Fenster, Gehänge und Glas, Wellblech zur Bedachung, Kalk und Teer zum Verputz und Anstrich der Wände, Zement zu den Böden der Veranda und der Räume im Nebengebäude 2c. angekommen seien und abgeholt werden sollen. Dafür galt es nun die Lastenträger zu erbitten. Denn alle diese Sachen mußten sechs Tage lang von der Hafenstadt Lome bis nach Akpafu über verschiedene Berge weg auf den Köpfen von Menschen getragen werden. Die Bewohner von Akpafu und Umgegend hatten versprochen, alle diese Sachen zu ermäßigten Trägerpreisen herzuschaffen. So schickte ich nun Nachricht an die Häuptlinge von Santrokofi, Baika, Odome und Akpafu, daß nun die Lasten in Lome seien; und bat mir so viele Träger zu senden, als ihnen möglich sei. Darauf kamen in den nächstfolgenden Tagen die Aeltesten und Häuptlinge mit ihren Leuten an. Von Akpafu selbst zogen einmal 80 Leute zusammen nach der Küste um Wellblech zu holen. Jeder Träger oder Trägerin

erhielt 2 Mark Handgeld beim Abmarsch und 3 Mark 50 Pfennig bei der Rückkehr, wenn er seine 4 Tafeln Wellblech ablieferte, so daß jeder Träger pro Tag 50 Pf. hatte; denn mindestens 11 bis 12 Tage waren sie unterwegs nach und von der Küste bis Akpafu. Von diesen 50 Pf. pro Tag hatten sich die Leute dann ihr Essen auf dem Wege und oft bei trockener Zeit ihr Wasser zu kaufen, es blieb daher als Verdienst nicht mehr viel übrig.

Durch alle diese Arbeiten zeigten unsere Umwohner, daß es ihnen Ernst sei, ihr Versprechen voll und ganz zu halten; sie zeigten aber noch mehr, daß sie nicht so dumm und faul sind, wie mancher denkt und glaubt, sondern daß sie bei richtiger Anleitung und Erziehung eine Kraft sind, die wir Europäer vielfach unterschätzen und nicht richtig verwenden; oder aber durch dies oder jenes verderben und nachher klagen und schelten über die unverschämten und faulen Neger. Die Togoneger sind in ihrer Mehrzahl noch Kinder, wenn auch Erwachsene. Es wird davon abhängen, wie wir diese Kinder erziehen, aber nicht verziehen oder ausnützen und unwillig machen.

Doch kehren wir zum Bauplatz nach Akpafu zurück! War bis dahin alles Holzwerk auf dem Zimmerplatz aufgestapelt gewesen neben den kahlen Mauern, so bot der Bau nach Eintreffen der Materialien aus Deutschland in wenigen Tagen ein anderes Bild. Meine lieben Akpafuer glaubten erst jetzt voll und ganz, daß es mir ernst sei, bei ihnen zu bleiben. Als das Dach auf die Mauern gestellt war und ringsherum um das große Haus die Veranda stand, da glaubten sie erst, daß dieser Bau auch ein Europäerhaus sein könne. Vorher hatten sie mit wenig Ausnahmen nur zweistöckige Europäerhäuser gesehen.

Mit neuer Freude waren sie mir weiter dienstbereit.

Nun gings an den innern Ausbau des Hauses. Da die Mauern am Hauptgebäude vorher lange ohne Bedachung dem Sturm und Regen ausgesetzt waren, hatten sie doch mehr gelitten, als anfänglich zu sehen war. Das genau im Winkel aufgelegte Gebälk lag recht ungleich auf den Mauern, bald lag es mitten auf der Mauer, bald an der Innen- oder Außenseite derselben. Meine beiden Männer machten auch wie ich gute Miene zum bösen Spiel und gingen, wenn auch nicht mit fröhlichem Gesicht, schnell daran die Mauern in den Winkel zu richten, so viel sich machen ließ. Das ging aber nicht so schnell, wie es gesagt ist. Es galt da oftmals auf der einen Seite $^1/_2$ — $^3/_4$ Fuß abzuhauen und auf der entgegengesetzten Seite neu einzumauern. Wie oft sagte der Maurer Ferdinand: „Aweto, diese Arbeit würde ich nie mehr machen, lieber neue Mauern! Hätte ich das vorher gesehen, ich hätte die Arbeit nicht übernommen. Wärest Du nicht schon zwölf

Jahre mein Meister, ich würde es nicht machen, ich lief weg. Jetzt müssen wir eben zusammen Staub schlucken, bis wir fertig sind. Aber schön müssen die Mauern doch werden, wenn wir auch nichts daran verdienen."

So verging Sommer und Winter von 1904/05 und als im Frühjahr 1905 unsere deutschen Zugvögel im Süden sich reisefertig machten, um nach Norden zu ziehen, da packte auch meine liebe Frau in Amedzowe und sandte Last um Last nach Akpafu.

Im Mai war ich ohne meinen Willen 14 Tage in Akpafu als Halbinvalide tätig. Auf der Reise war mir, wie wir später hören werden, ein Unfall zugestoßen und ich konnte meine Bezirksreise nach Boem nicht machen; die Kraft war auf dem Wege ausgegangen und ich war froh, daß ich auf dem Rücken meines Ponny mein liebes Akpafu noch erreichen, und mich dort neben leichter Arbeit wieder zur Heimreise erholen konnte.

Vor dem Pfingstfest kehrte ich noch sehr matt nach Amedzowe zurück, wo ich am ersten Festtage in meiner alten Gemeinde, mit der ich 10 Jahre Freud und Leid geteilt hatte, noch 44 Seelen von Avatime taufen durfte. Ich war eine gebrochene Kraft. Es kostete mich die Anstrengung meiner ganzen Willenskraft, meiner Gemeinde noch ein kurzes Abschiedswort zu sagen und die heilige Handlung vorzunehmen.

Einige Tage nach Pfingsten zog ich noch einmal für drei Wochen allein nach Akpafu, um mit meinen beiden Maurern und einigen Lehrlingen noch die letzten Arbeiten auszuführen. Es galt noch die Verandaböden und die Fußböden im Nebengebäude mit Zement herzustellen, die Zimmer zu weißen, die Fensterscheiben einzusetzen, alles rein machen zu lassen durch meine Hausknaben und dann das schöne Odumholz mit Oel zu streichen. Die Möbel wurden auf ihre Plätze gestellt. Darauf Last um Last, die bisher in einem Raum gelagert hatten, geöffnet und in die neue Wohnung eingeräumt.

Es war inzwischen der 5. Juli herbeigekommen. Wir hatten am Vormittag eben noch den Herd in der Küche aufgestellt und ausgemauert, ebenso das neue Küchengeschirr an seinen Platz gestellt. Es war somit alles fertig, um die Hausmutter zu begrüßen, die immer noch ihren Pflichten in Amedzowe obgelegen hatte und zum Teil mich dort ersetzte in den verschiedenen äußern Arbeiten. Um 3 Uhr Nachmittags, ich wollte eben nach Amedzowe abreisen, um meine Gehilfin ins neue Heim einzuholen, da kam ein Bote von Amedzowe mit der Nachricht, daß sich meine liebe Frau auf dem Wege nach Akpafu befinde und morgen früh einzutreffen gedenke. Sie hatte in Amedzowe die Botschaft durch einen Lastenträger erhalten, ich wäre in Akpafu wieder krank geworden und deshalb

hielt es sie nicht mehr in Amedzowe, sondern sie wollte mir nun in Akpafu helfen. So unterließ ich meine Reise und schlief, obwohl etwas unwohl, aber nicht ernstlich krank, die erste Nacht im neuen eingerichteten Heim nach einem herzlichen Dankgebet dem neuen Morgen entgegen, an dem das längst ersehnte Ereignis stattfand:

6. Der Aufzug der ersten Missionarsfamilie in Akpafu.

Um ½6 Uhr, ehe es hell wurde, erhob ich mich neugestärkt von meinem Lager. Mein Hausknabe war schon in der Küche tätig und ich konnte noch vor 6 Uhr Kaffee trinken. In der Zeit wurde mir mein Pony gesattelt vorgeführt und schnell ging es den Berg hinunter. Die gedrückte Stimmung war heute ganz verschwunden. Heiter und vergnügt ritt ich an dem Santrokofiberg entlang und hätte mein Pferdchen reden können, so hätte es gewiß gefragt: „Mein Reiter, wie kommt es, daß du so fröhlich bist heute?“ Mattigkeit und Fiebergefühl waren vergessen, und ein Danklied nach dem andern scholl in den schönen Morgen hinein. So fröhlich und dankbarer Stimmung war ich, vielleicht mehr als in der Zeit, als ich meine Braut holte; denn die vielen Trennungen der letzten Jahre, besonders des letztvergangenen, hatten mich belehrt, welche Gottesgabe eine gesunde und energische Frau für einen Missionar ist. Zwei Stunden von Akpafu entfernt, durften wir uns begrüßen. Welch eine Freude für uns, daß nun endlich wieder eine Zeit kam, wo wir auch mehr als bisher vereint wirken und arbeiten konnten. Zum ersten Male sollte meine liebe Frau heute unser liebliches Heim in Akpafu betreten, denn bis dahin war für sie keine Zeit gewesen, die neue Arbeitsstätte einmal zu sehen.

Gemeinsam reisten wir der neuen Heimat zu. Eine Stunde von Akpafu entfernt begrüßte uns unser eingeborner Lehrer G. Mensa mit seinen Schülern, Taufbewerbern und einigen Handwerkern mit einem Liede. Auch der Häuptling von Akpafu mit seinen Aeltesten und Sprechern waren zur Stelle und der erste Sprecher Buame begrüßte im Namen des ganzen Akpafuvolkes meine liebe Frau aufs Freundlichste. Er drückte seine Freude darüber aus, daß endlich noch eine weiße Frau zu ihnen komme und bei ihnen wohnen wolle, damit auch ihre Mädchen bei der Aweno lernen könnten. Je näher wir Akpafu kommen, je mehr Volk kam uns entgegen. In der Mitte des Zuges bewegte sich die Hängematte mit meiner Frau, mir war es mit dem Pferd nicht mehr möglich in ihre Nähe zu kommen, denn ich fürchtete, es könnte mir jemand in dem Gedränge unter mein Pferd gestoßen werden. In halber Höhe des Berges hatte sich die Musikbande des Häuptlings mit Pfeifen, Trommeln und Pauke aufgestellt. Wenn ihre Weisen für unsere Ohren auch nicht lieblich klangen, so

wußten wir doch, daß es Freudenmusik zum Empfang der ersten weißen Frau in Akpafu war. Des Volks war nun so viel, daß es den Trägern nicht mehr möglich war, mit meiner Frau weiter zu kommen. Sie wünschte daher, daß sie nun zu Fuß weiter gehen dürfe. Unter Trommel und Paukenschlag und ohrenbetäubendem Hörnerklang kamen wir zur Stadt Akpafu. Auf allen den flachen Dächern, hatten sich Frauen und Kinder aufgestellt und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Aweno, Aweno!" bei manchen wohl das einzige Wort, das sie in der Ewesprache kannten.

Mit großem Gefolge zogen wir hinauf auf den Stationsplatz. Es war mir kaum möglich wieder in die Nähe meiner Frau zu kommen; ich mußte auf einem kleinen Umweg im Bogen im Galopp herum reiten um einen kleinen Vorsprung zu bekommen, um meine Gehilfin am Eingang unseres Heims in Empfang nehmen zu können.

Unser kleiner Vorgarten hatte zur Feier des Tages über Nacht seinen ersten Blumenschmuck angelegt; oft hatte ich gehofft, daß es so würde und siehe in der letzten Nacht waren auf allen Beeten noch eine Anzahl Balsaminen aufgeblüht. So führte ich denn durch den Blumengarten die Aweno auf die Veranda unseres Heims. Tränen des Dankes und der Freude standen in unser beider Augen, als wir uns zum ersten Mal stumm die Hand reichten beim Eintritt ins Haus, das die Handwerker nach meinem Weggang am Morgen noch überall mit Palmblätter geschmückt hatten, während die Knaben ihrer neuen Herrin auf dem Tisch im Wohnzimmer einen Rosenstrauß mit Feldblumen aufgestellt hatten.

Noch ein kurzes Dankeswort richtete ich in unser beider Namen an den neben uns stehenden ersten Sprecher des Akpafuvolkes mit der Bitte, es der etwa 600köpfigen Versammlung weiter zu geben.

Den Häuptlingen und Aeltesten reichten wir nochmals die Hand zum Gruße und zogen uns dann in unser Heim zurück. Nach und nach verlor sich die Volksmenge vor dem Hause und die letzten wurden vom ersten Sprecher vollends nach Hause gewiesen, der sich auf der Veranda des Hauses niederließ und für jeden Dienst, den er leisten konnte, bereit war. Erst als er sah, daß alles in Ordnung war, verließ er als Letzter den Stationsplatz.

Zum ersten und letzten Male deckte ich dann im neuen Heim meiner lieben Ehehälfte den Tisch, um fortan für alle Zeit ihr alle Rechte und Pflichten der Hauswirtschaft einzuräumen. Nur zwei Tage durften wir uns im neuen Heim zusammen freuen, dann rief mich die Pflicht wieder nach Amedzowe zur jährlichen Versetzungs-Konferenz. Erst nach acht Tagen kehrte ich mit unserem ersten europäischen Gaste, und unserer lebenden Habe, mit unserer Rindviehherde, auf die Station zurück. Aus meinem Herzen aber

klang das Bekenntnis: „Herr es ist bei dir kein Unterschied, helfen unter vielen oder da keine Kraft ist. Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!"

II. Zwei Jahre Missionsarbeit in Akpafu.

1. Der schwere, aber gesegnete Anfang.

Am 19. Juli 1905, gerade ein Jahr nachdem die erste Konferenz in Akpafu stattgefunden hatte, also am ersten Jahrestage der Station, kehrte ich mit Missionar Salkowski von Amedzowe nach Akpafu heim. Unser Blumengarten begrüßte uns in vollem Blütenschmuck. Unser Gemüsegarten aber lieferte schon alle möglichen Sorten europäisches Gemüse, so daß wir unserem ersten Gast, der von Ketas dürrem Strande zu uns kam, gleich eine Trägerlast eingelegte Gurken mitgeben konnten. Nicht um zu ruhen war Br. Salkowski zu uns gekommen, sondern um noch bei der letzten Arbeit hilfbereit zu sein. Die Dachrinnen hatten noch keinen Meister gefunden, der sie zusammenlöten konnte. So erbarmte sich unser Gast und half mir und unseren Maurern, die noch vor ihrer Abreise mithelfen wollten, die letzte Arbeit am Hause zu vollenden. Ebenso war er so freundlich, die für den Vorstand in Bremen bestimmte Baurechnung mit dem Kassenbuch zu vergleichen und zu unterzeichnen. Als diese Arbeit vollendet war, mußte er leider gleich wieder heimwärts reisen; auch die beiden Avatime-Maurer zogen ab. Die Abrechnung des Baues belief sich auf 240 Mark mehr als der Voranschlag, dafür war aber im Nebengebäude ein kleines Eßzimmer eingebaut worden, das nicht im Plan war.

Nun waren wir endlich in unserem Heim und die Arbeit konnte beginnen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Mein Vorstand hatte mir anbefohlen, erst neue Kraft zu sammeln und für einige Wochen meiner Erholung zu leben. Immer wieder hatten sich starke Kopfschmerzen eingestellt, Nachwehen des Hitzschlages, der mich auf der Reise im Mai nach Boem betroffen hatte. Auch kleine Fieberanfälle waren an der Tagesordnung. Die Ruhezeit kam dann auch schneller und anders als wir gehofft hatten. Zu den ohnehin schwachen Kräften gesellte sich ein sehr starker Anfall von Ruhrkrankheit, der mich wochenlang lahm legte. Die Körperkraft schmolz auf ein Minimum zusammen; auch seelisch war ich sehr niedergedrückt. Freundliche Briefe sowie die Aufmunterung und gute Pflege meiner lieben Frau stärkten mich wieder und wieder in dieser schweren Zeit. Doch Gottes Hilfe war uns, die wir so fern von jeder menschlichen Hilfe waren, nahe, so daß ich mich in 6 Wochen einigermaßen erholt hatte.

Ich kann die Leser nicht mit meinen einzelnen Erfahrungen in diesen Krankheits- und Leidenstagen bekannt machen. Es waren Stunden, wo ich meinen Gott mit mir reden ließ und daher heilsame Lektionstage nach dem Getriebe des Stationsbaues; Tage der Einkehr in sich selbst und deshalb heilsam für mich und meine Arbeit. Es war ein sonderbarer Anfang für das, was vor Augen war, aber eine gesegnete Zeit. Ich habe oft nur noch wenig Lebenshoffnung gehabt und manchmal an ein Wort unseres heimgegangenen Inspektors D. Zahn gedacht, das er mir einmal sagte, als eine Todesnachricht nach Bremen kam. Er sagte: „Wir haben beinahe jeden Hausbau in Afrika mit dem Leben oder der gebrochenen Kraft des Erbauers bezahlen müssen." Es war bei mir auch nicht weit davon, aber doch war es beim Herrn anders beschlossen. Er gab mir noch eine Zeit der Gnade zu und damit der Arbeit für ihn, wie ich zuversichtlich hoffe.

Am 1. und 2. September konnte ich es wagen, meine eingebornen Helfer vom Akpafubezirk zur ersten Lehrerkonferenz zu versammeln. Es waren zwei anstrengende Tage für mich; doch konnte ich mein Arbeitspensum erledigen. Ich teilte meinen Gehilfen auch mit, daß ich mit Gottes Hilfe hoffe sie bald auf ihren einzelnen Stationen besuchen zu können, um dann alle ihre Wünsche und Bitten anzuhören und den Gemeindegliedern mit Wort und Sakrament zu dienen. An den Konferenztagen selbst mußte ich die Leute immer wieder bitten, mich noch mit den besondern persönlichen Anliegen zu verschonen, da ich froh sei, wenn ich die laufende Tagesarbeit bewältigen könne. Die beiden Konferenztage waren eine kleine Kraftprobe. Sie hatten keine schlimmen Folgen zurückgelassen. Ich fühlte mich gestärkt genug für

2. Die erste Reise im Akpafu-Bezirk.

Meine erste Reise sollte nach Norden gehen in die Stammverbände von Bowli, Gyasekang, Borada, Guamang und Worawora, die alle zusammen dem Oberhäuptling von Boem unterstellt sind. Mitte September brach ich eines Morgens frühe auf. Mein Gepäck, Koffer mit Kleider, Wäsche und etwas Mundvorrat, das Feldbett mit Bettwäsche und Moskitonetz hatte ich am Tage vorher durch meine Hausknaben bis zur nächsten Station Bowli geschickt. Da mein Ponny infolge von Tsétsestich verendet war, mußte ich wieder zum Fahrrad greifen. Doch vorerst ging es zu Fuß über Stock und Stein auf unserm Boemweg bergab und bergauf über verschiedene größere und kleinere Berge und Hügel weg. Nach $^5/_4$stündigem Marsch passierten wir Odomi, die zweite Akpafustadt auf dem Wege nach der Landschaft Bowli. Dort wurde der Häuptling begrüßt und ihm noch einmal gedankt für seine Hilfe

am Hausbau. Einige Hände voll Tabak mußten dem Dank noch eine kräftigere Wirkung verschaffen.

In der Nähe des ersten Bowlidorfes wurde der Pfad ebener und ich konnte nun zum Fahrrad greifen, das bis dahin einer meiner Schulknaben von Akpafu mir nachgetragen hatte. Das war aber eine Radfahrt mit vielen Hindernissen! Den Weg kreuzten oft gefallene Bäume und Wasserdurchlässe mit zumteil schlechten Brücken. Dann kam eine Sumpfstelle, durch die zwar ein Damm aufgeworfen war, der aber oben nur noch eine kleine ebene Fläche oder vielmehr Wasserrinne aufwies, darin es auch einem guten Radfahrer nicht mehr möglich gewesen wäre, weiter zu kommen. Nach all diesen Hindernissen kam dann wieder ein kleiner Hügel, wo das Rad hinaufgeschoben werden mußte. Immerhin aber kommt man trotz aller Hindernisse schneller und leichter vorwärts, als wenn man die Touren ganz zu Fuß machen müßte. Fünf Minuten nördlich vom zweiten Bowlidorf Amamfrum liegt unsere Außenstation Bowli, nach dem Namen des Volkes, unter dem wir dort arbeiten, benannt. Alle Stationen der Landschaft Boem mit Ausnahme von Bowli haben wir im Jahre 1903 von der Basler Mission übernommen. Bowli selbst wurde von uns gegründet und im Februar1904 mit einem Lehrer besetzt. Es bestand daher dort erst eine ganz kleine Christengemeinde. Die Leute waren in Hohoe getauft und dann nach der Besetzung mit ihrem neuen Lehrer nach ihrer Heimat übergesiedelt. Der Lehrer hatte aber inzwischen eine schöne Anzahl Schüler gesammelt und eine große Zahl Taufbewerber um sich, die teils schon früher in Hohoe und Gyeasekang den Gottesdienst und Taufunterricht, teils auch die Schule besucht hatten. Wir wollten daher bei meinem diesmaligen Besuche am kommenden Sonntag in Bowli ein Freudenfest feiern. Es galt aber doch vorerst zu prüfen, ob wir auch feiern durften. Verschiedentlich hatten nämlich Lehrer und Taufbewerber um die Taufe gebeten, aber ich kam, wie bei meinen früheren Besuchen, immer wieder zu dem Ergebnis, daß es besser sei, noch zu warten und den Leuten Gottes Wort noch mehr auszulegen und sie in den Heilswahrheiten noch länger zu unterrichten. Die Prüfung dauerte drei Tage. Zuerst wurden sämtliche Erwachsene mit ihren schulpflichtigen Kindern zusammen in der biblischen Geschichte und Katechismus geprüft. Ich war oft erstaunt über das Wissen der Leute; sie gaben mit wenigen Ausnahmen gute Antworten. Doch dies war sozusagen nur die Vorprüfungg. Nachher wurden die ledigen Erwachsenen einzeln, Eheleute gemeinsam gerufen und noch über ihr Leben ausgefragt. Dabei wurde geprüft, wie weit die Leute in der christlichen Erkenntnis vorgeschritten seien.

Besonders wird hierbei gefragt, wie es mit der Ehe der

Taufbewerber bestellt sei, ob sie rechtmäßige nach Landessitte verheiratete Leute seien, oder ob vielleicht die Frau auf nicht ganz rechtmäßigem Wege seine Ehefrau geworden sei; ob der Mann nur noch diese Frau habe oder ob noch eine zweite Frau Ansprüche machen könne, da vielleicht das Verhältnis mit ihr nicht voll und ganz gelöst sei; ob nicht Zwistigkeiten ein Hindernis zur Aufnahme in die christliche Gemeinde bilden. Es kommen da noch manche Sachen ans Licht, die erst in Ordnung gebracht werden müssen. Ist dies zurzeit nicht möglich, so müssen die betreffenden Taufbewerber noch zurückgestellt werden. Dies kommt oft bei solchen Männern vor, die vorher in der Vielweiberei gelebt haben und nun ihr Verhältnis nicht lösen können, da die verschiedenen Frauen Kinder haben, von denen sie sich nicht trennen können; ebenso wollen die Frauen ihren rechtmäßig geheirateten Mann nicht verlassen, denn es ist ihr Mann, obwohl er mehrere Frauen hat. Diese Fälle sind oft sehr schwierig zu entscheiden; man muß es dem Herrn und der Zeit anheimstellen, bis solche Verbindungen ohne Härten gelöst werden. Einem Mann sagen: „Du mußt die Mutter deiner Kinder einfach wegschicken" — wäre doch die größte Verletzung christlicher Liebe und so hart wie nur etwas sein kann. Manchmal gehen solche Frauen freiwillig, wenn der Mann Christ wird; manchmal entschließt sie sich, Christin zu werden und bei dem Mann zu bleiben. Es kommt aber auch vor, daß beide Frauen Christinnen werden wollen oder eine bereits getauft ist. Das gibt oft tagelange Beratungen wegen solcher Fälle und es findet sich keine Lösung. Obwohl diese Angelegenheiten immer schon vor oder bei dem Eintritt in die Reihen der Taufbewerber geregelt werden, so tauchen doch oft noch kurz vor der Taufhandlung Schwierigkeiten auf, die es unmöglich machen, die Betreffenden zur Taufe zuzulassen. Das sind dann schwere Stunden für den Missionar, den Lehrer und die Gemeinde-Aeltesten.

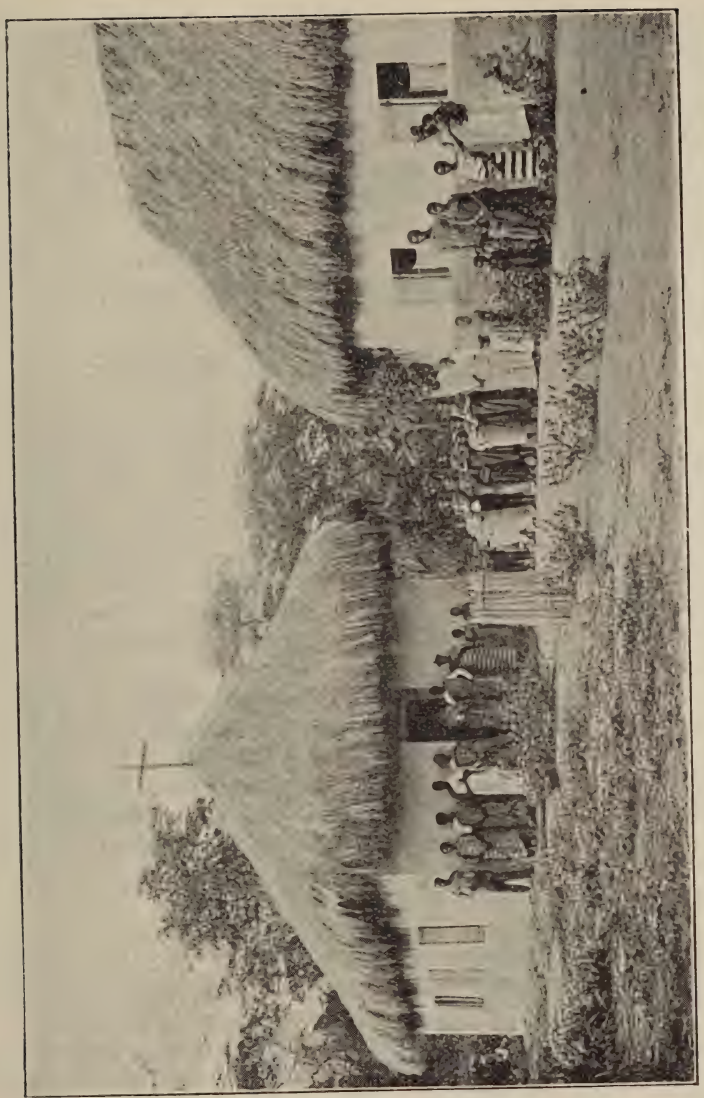
Auch in Bowli mußten wir einen Mann zurückstellen, dessen zweite Frau nicht von ihm lassen wollte. Er konnte noch nicht getauft werden, obwohl er schon seit Jahren auf der Missionsstation wohnt, unsere Gottesdienste und Andachten besucht und sich zur Gemeinde hält. Seine ehemalige zweite Frau sagt: „Ich werde nicht Christin, aber ich bleibe bei meinen Kindern und meinem Mann." Da kann man eben nur zuwarten und auf eine Lösung der Angelegenheit durch den Herrn hoffen.

Immerhin konnte am Sonntag, den 22. September in Bowli die erste Taufe von 22 Erwachsenen und 15 Kindern stattfinden. Es war ein Freudentag, wie wir ihn selten feiern dürfen in Afrika. Viele der Täuflinge hatten schon jahrelang den Tag herbeigesehnt, aber noch immer nicht ganz mit dem heidnischen Leben brechen

können. Sie waren noch so jung gewesen, das Wort Gottes war ihnen in der Schule süß gewesen, aber sie wollten doch noch die Weltfreuden genießen und das Christwerden auf später aufsparen. Nun hatten sie sich endlich zu dem entscheidenden Schritt entschlossen und wurden getauft. Für den Missionar sind solche Tage immer ein Freuen mit Zittern, besonders wenn viele junge Männer, Frauen oder Mädchen in den Reihen der Täuflinge stehen. Wie oft müssen wir da denken an die vielen, die nicht standgehalten haben und in heidnisches Leben zurückfielen.

Am Montag setzte ich dann meine Reise fort über Gyasekang, Guamang hinauf nach Worawora und dann zurück über Borada nach Akpafu. Den Christen mit ihren oft sehr alleinstehenden Lehrern wurde auf allen Stationen das heilige Abendmahl gespendet und Gottes Wort verkündet. Die Schulen wurden geprüft und da und dort ein Wort der Ermahnung, des Trostes, oder ein ernstes Strafwort gesagt. Die Abende wurden oft lang. Wenn wir vom Besuche bei Häuptlingen und Christen oder von einer Straßenpredigt zurückkamen, meldeten meistens die Lehrer noch dieses oder jenes „Wort" an, das noch diesen Abend „gegessen" d. h. verhandelt werden müsse. Nach der Abendmahlzeit erschien dann der Lehrer und die Kirchenältesten. Da mußte ein Christ zurechtgewiesen werden, der ein Sündenleben führte; oder ein Mann kam und erzählte, daß seine Frau verweigere bei ihm zu wohnen; oder dort wollten Christen die nötigen Arbeiten zur Erhaltung des Lehrerhauses und der Schulkapelle nicht verrichten. Eine der von Basel übernommenen Gemeinden war vollständig aufsässig; sie wollte weder vom Lehrer noch von mir viel wissen. Nur einzelne schlossen sich uns an, der größere Teil der Gemeinde dagegen wollte sich nicht in die veränderte Sachlage finden. Es galt dort viel zu tragen, zu ermahnen, ja auch zu drohen mit Entziehung des Lehrers. An einem andern Orte mußten ein oder mehrere Glieder wegen angerichteten Aergernisses unter Christen und Heiden vom heiligen Abendmahl oder aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. So war in jeder Gemeinde etwas und die Zeit wurde mir nicht lang. Die Tages- und Abendstunden waren oft wie im Flug entschwunden, ehe ich mit meiner Arbeit fertig wurde.

Nach zehntägiger Arbeit in Boem kehrte ich Ende September wieder nach Akpafu zurück, um dort wieder in einigen Tagen die vorliegenden Geschäfte zu erledigen. Dann lenkte ich meine Schritte oder mein Rad zu einer Reise gen Süden. Am 9. Oktober ging es noch einmal zuerst nach Amedzowe, um dort dem nun eingetroffenen, definitiven Nachfolger, Missionar Schröder, noch dies und jenes persönlich zu übergeben oder mit ihm zu besprechen. Von Amedzowe aus reiste ich dann wieder nordwärts in den



Außenstation von Boem.

eigenen Bezirk, um auf den Stationen Nsumeru, Wudidi, Wegbe, Hohoe und Santrokofi meine Bezirksarbeit zu tun.

Ende Oktober kehrte ich wieder heim, um dann nach abermaligem kurzem Aufenthalt in Akpafu den letzten Teil im Osten des Bezirks, die Stationen Likpe und Danyi, zu besuchen. Dort

hatten wir damals noch keine Gemeinden, sondern nur gut besuchte Schulen. Es galt also an Jungen und Alten Säemannsarbeit zu tun. In der gebirgigen Gegend von Likpe und Danyi zog ich zu Fuß von Ort zu Ort und verkündete allen, die sich herzunahten, die Botschaft vom Kreuze. Nach sechstägiger Reise kehrte ich dann Ende November wieder heim, um nun bis zum Schluß des Jahres vollends Akpafu meine Zeit zu widmen.

Doch wird mancher, der dies liest, fragen: „Was macht denn deine Frau, wenn du so oft fort bist, in deiner Abwesenheit allein auf der Station Akpafu? Ich will dir, lieber Freund, nun davon etwas berichten.

3. Die Hausmutter allein auf der Station.

Es ist $^3/_4$6 Uhr Morgens. Zum zweiten Male ist der Schall der Stationsglocke hinüber über die Stadt und die umliegenden Täler geklungen. Eben haben wir aus der alten Schulhütte, wo sich der Lehrer mit Taufbewerbern, einem Schüler und Arbeitern zur Morgenandacht versammelt hat, Gesang gehört. Auch einige heidnische Jünglinge, die etwas verspätet aus der Heidenstadt herauf gekommen sind, stehen vor dem Schullokal und hören, was der Lehrer aus Gottes Wort vorliest. Nochmaliger Gesang und ein Vater-Unser, beschließen die Andacht. Klein und Groß zieht heraus, um an seine Tagesarbeit zu gehen.

Vom Schulhäuschen sehen wir im Gänsemarsch, fest eingehüllt in das Landeskleid, eine Anzahl Mädchen und Knaben, schnatternd wie eine Herde Gänse, auf die Europäerwohnung zumarschieren. Dort würde ein scharfer Beobachter hinter dem Vorhang des Schlafzimmers die Hausmutter der Station bemerken können, wie sie die anvertraute Schar beobachtet, ob alles in Ordnung zugeht, ob auch alle Kinder aus der Andacht heimkehren, oder ob einige gar nicht in der Andacht waren.

Da ertönt auf der Veranda der Ruf „Aweno". Kumasi, ein älterer Akpafuer, der uns dort unser Stationsland geschenkt hat, hat den Namen gerufen. Er ist in Akpafu ohne unser Zutun eine Art Stationsfaktotum geworden. Er kommt in der Abwesenheit des Hausvaters und erkundigt sich ziemlich regelmäßig jeden Morgen und Abend nach dem Ergehen der „Aweno". Er ist der Führer aller, die auf der Station ein Anliegen haben, besonders der Kranken, die dort bei der Hausmutter Hilfe suchen! So ruft er auch diesen Morgen: „Aweno, die Kranken sind da"; denn jeden Morgen von $6^1/_4$—$^1/_2$8 Uhr hat die Aweno lange Zeit vor ihrem Frühstück den Wundkranken ihre Wunden gereinigt und verbunden. Später reichte der vielen Leute wegen die Zeit nicht mehr und das Frühstück wurde daher auf $^3/_4$7 Uhr verlegt und

nachher die Kranken besorgt. Oft nimmt diese Arbeit, je nach Zahl der Kranken und Art der Wunden, täglich 1½—3 Stunden die Zeit der Hausmutter in Anspruch. Unter den Hilfesuchenden befinden sich viele, die durch Geschosse auf der Jagd oder bei Totenfesten schwerverwundet sind, auch viele Fußkranke. Dazu kommen andere Kranke, um Medizin zu kaufen. Die Behandlung ist natürlich frei, aber die Medikamente müssen bezahlt werden.

Schon während der Behandlung der Kranken hat oft eine Schar Hühner und Enten, die wir als Fleisch- und Eierlieferanten in großer Zahl halten müssen, des Oeftern sich bis ans Haus heran in den Garten gewagt. Die Tierchen warten auf die Fütterung, die ihnen die Aweno verabreicht, wenn sie mit den Kranken fertig ist. Einen ganzen Eimer voll Futter schleppt die Aweno dann hinunter und im langen Zuge ziehen Enten, Hühner und Truthühner ihr nach zu den verschiedenen Futterplätzen. Vom Stall her kommen eine Anzahl Tauben geflogen; auch die Schafe stellen sich ein, sowie eine zahme Antilope, die von der Hausmutter mit der Flasche aufgezogen wurde und ihr nun durch ihre Anhänglichkeit viel Freude bereitet. Die Tierlein wissen genau die Zeit und kennen ihre Pflegerin sehr gut, die sie füttert und die Eier sammelt. Freilich muß sie dem ihr folgenden Koch auch sagen, welcher Hahn oder Huhn, Ente oder Taube heute einen Kopf kürzer gemacht werden muß, wenn der Speiseschrank kein Fleisch mehr birgt. Dazwischen hinein muß nachgesehen werden, ob die Hausmädchen ihre Arbeit ordentlich machen, ob die Knaben die Kühe ordentlich gemolken und den Stall sauber gemacht haben, ob Wasser geholt ist. Um 7 und 8 Uhr ziehen die verschiedenen dienstbaren Geister bis um 12 Uhr zur Schule; vorher aber müssen die Hausarbeiten ꝛc. verrichtet sein.

In Vertretung des Hausvaters macht die Hausmutter dann einen Gang über die Station und sieht in der Schule nach, ob die Schüler vollzählig zur Stelle und die Lehrer mit ihnen an der Arbeit sind. Auch aus der Stadt Akpafu wird oft ihre Hilfe gewünscht, hier zu einer kranken Frau, dort zu einem kranken Kind.

Die beiden ältesten Hausmädchen, die nicht mehr schulpflichtig sind, besorgen unter Aufsicht und Anleitung der Aweno die Wäsche. Der Hausvater hat von seinen Bauarbeiten und Reisen auch Arbeit mitgebracht. Manches Kleidungs- und Wäschestück ist reparaturbedürftig und wird von der sorgenden Hausmutter wieder in Stand gesetzt. Inzwischen ist es Zeit zu sehen, ob der Koch auch mit seinem Kochen zurechtkommt; zumal wenn Erholungsgäste da sind, für die um 12 Uhr der Tisch gedeckt sein muß.

Nach der sehr kurzen Ruhepause nach Tisch, die noch oft ganz ausfällt, kommen die jüngsten Schüler der Station, Knaben

Markthalle auf dem Hilfsplatz in Lome.

und Mädchen, zusammen mit unsern Hauskindern. Da sitzen 30 bis 40 Kinder auf dem Boden der Veranda des Hauses; jedes erhält nun sein Näh- oder Strickzeug. Mit Hilfe und unter Aufsicht der Aweno werden die von verschiedenen Handelsfirmen geschenkten kleinen Stofflappen Stück an Stück genäht; daraus entsteht ein in allen Mustern und Farben schimmerndes Landeskleid. Auch werden solche Stücke wieder nach Maß und Form geschnitten zu einer Bluse oder Hose, je nach Bedürfnis des kleinen Schneiders oder Schneiderin.

Um 3 oder 4 Uhr treten die Schüler zur Arbeit an. Die Hausmutter sagt nach der Bestimmung des abwesenden Hausvaters, was die einzelnen Lehrer mit ihren Klassen da und dort zu tun haben. Gestattet es die Zeit, so sieht die Aweno nach den Schülern, ob sie auch ordentlich und fleißig arbeiten.

An zwei Abenden kommen die Schüler nach 5 Uhr, um den Bedarf an Schulmaterialien zu decken. Bücher, Tafeln, Griffel, Federn, Papier, Schreibhefte, Tinte, Faden und Nadel — alles ist bei der Hausmutter in Verwahrung und wird von ihr zum Selbstkostenpreis verkauft. Wer außer der bestimmten Zeit kommt, wird auf den nächsten Verkaufstag verwiesen.

So verläuft der Tag einer vielbeschäftigten Missionarsfrau, wenn sie als einzige Europäerin mit vielen Eingebornen auf der Station ist. Sie hat keine Zeit müssig in sehnsüchtigen Gedanken an ihren abwesenden Mann da zu sitzen. Müde von des Tages Last und Arbeit sinkt sie am Abend auf ihr Lager, um mit Gottes Hilfe am nächsten Morgen wieder von neuem zu beginnen. Um so größer ist ihre Freude, wenn nach 2—3 wöchentlicher Abwesenheit ihr Mann gesund heimkommt. Gemeinsam danken sie ihrem himmlischen Vater, der sie behütet und in der Einsamkeit zu den vielen Aufgaben immer Kraft und Gaben geschenkt hat.

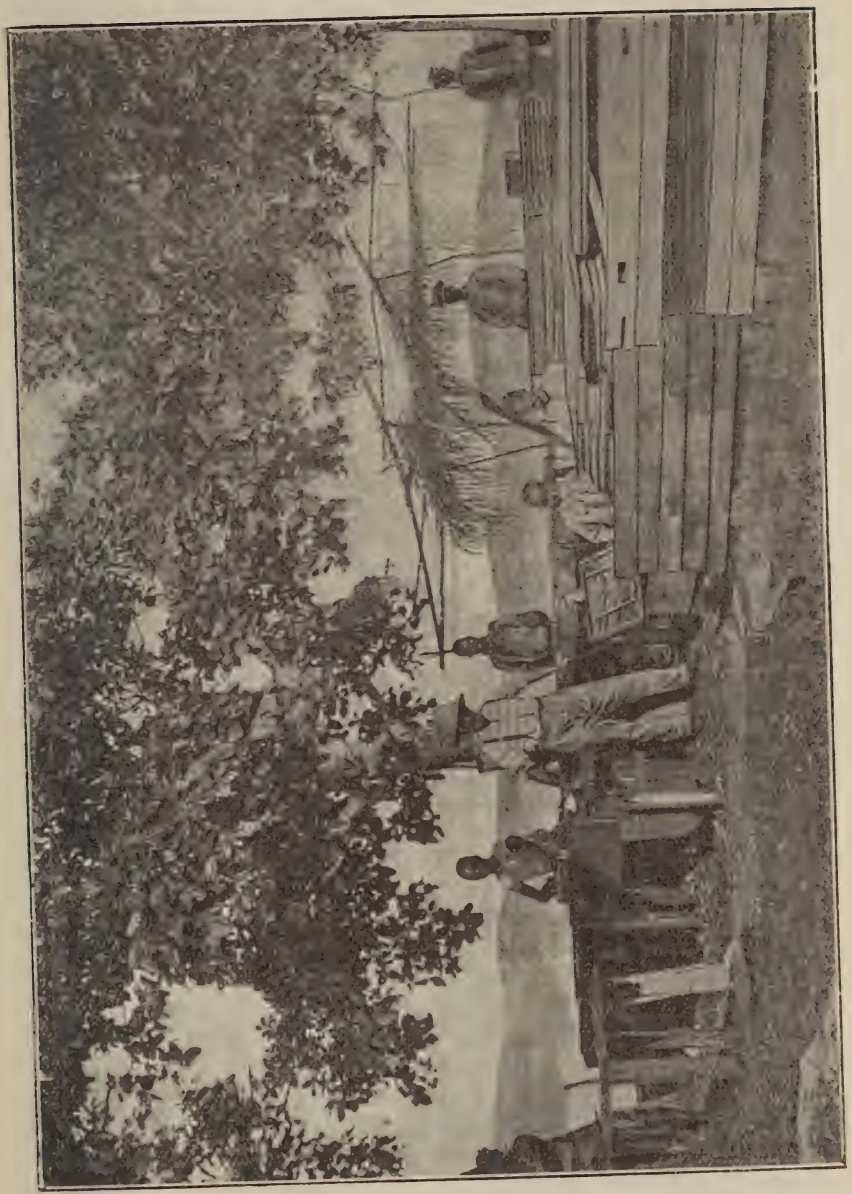
4. Der Schulhausbau in Akpafu.

Eine Missionsstation, wo außer einem Wohnhaus für den Europäer nur noch eine mangelhafte Lehrerwohnung und eine baufällige Schulhütte steht, höchstens noch ein Stallgebäude für Kühe, Hühner und anderes Geflügel, ist eigentlich keine Missionsstation. Es fehlt die Hauptsache, die eigentliche Werkstätte. Deshalb hatte ich längst einen Bauplan und Kostenanschlag für ein Schulhaus mit großem Saal für unsere Gottesdienste nach Bremen eingesandt. Aber Inspektor Schreiber mußte mir einige Male vorerst mitteilen, daß der Tiefstand in unserer Kasse ein Weiterbauen nicht erlaube. Wir aber mußten ein Schulhaus haben; denn unsere Schulhütte wurde täglich baufälliger und unsere Schüler waren darin wie Heringe zusammengepökelt. Zum Neujahr 1906 hatten

wir einen Schülerzuwachs von mindestens 40 Knaben zu erwarten. Unsere Gottesdienste hatten wir, da wir in der Schule keinen Platz mehr hatten, auf die Veranda unseres Wohnhauses verlegt. Aber das war keine Stätte, wo man junge oder alte Leute in Sammlung und Andacht erhalten konnte. Es war ein offener Raum, man konnte die ganze Station übersehen und das wirkte störend für Prediger und Zuhörer. Bei starkem Regen war es nicht möglich, sich dort zu versammeln und der Gottesdienst mußte dann eben ausfallen.

Daher fingen wir nach der Regenzeit 1905 im Oktober im Vertrauen auf Gottes und der Menschen Hilfe wieder an zu bauen. Wir wollten vorerst nur das Nötigste bauen: einen Schulsaal für Gottesdienst und Schule unter einem Strohdach. Von Europa brauchten wir diesmal keine Materialien. Etwas Eisenwaren und Nägel, Schrauben 2c. hatten wir noch vom Stationsbau her, auch noch Kalk und Teer; das Fehlende konnte im Lande beschafft werden. Die Maurer erklärten sich zufrieden, wenn sie nur immer das Nötigste von ihrem Akkord erhielten, so viel sie zum Leben und als Lohn für ihre Handlanger und Lehrlinge brauchten. Um 750 Mark war ihnen die Maurerarbeit übergeben. Die Holzjäger lieferten das Holz, das von den Erträgnissen des Viehstalles bezahlt wurde. Die Akpafuleute trugen das Holz und das Gras für das Dach ebenfalls gegen ein später zu erhaltendes Geschenk auf den Bauplatz. Die Zimmermannsarbeit machte ich mit zwei Schreinergesellen und einigen Lehrlingen aus den Akpafuleuten selbst, so daß die Kosten nicht zu hoch wurden. Ein kleines unverzinsbares Kapital war in meiner Hand, das ich so lange verwenden konnte bis zur Uebernahme des Schulhauses durch die Missionsgesellschaft. Da war ich der größten Not enthoben und baute und baute, wenn auch mit einem etwas bösen Gewissen, da ich die Erlaubnis meines Vorstandes zum Bau noch nicht hatte. Es waren wieder fünf Monate lang harte Arbeitstage. Alles wurde zur Arbeit angespannt; was sich nur blicken ließ, wurde für den Schulhausbau verwandt, um denselben bis zum Beginn des neuen Schuljahres unter Dach zu bringen.

Ende Januar 1906, als eine neue Schulklasse einrückte, verlegten wir unsere Sonntagsgottesdienste, für die auf der Veranda kein Raum mehr war, in unseren Betsaal. Zwar war noch kein Dach vorhanden, sondern wir hatten auf das Gebälk nur eine Lage Palmblätter gelegt, welche die Sonnenstrahlen abhielten; auch waren die Erdmauern noch ganz roh; es fehlten noch Türen, Fensterladen und Bänke. Aber wir hatten doch einen Raum, wo für alle Platz war. Jeder brachte sich seinen Sitz selbst mit, wie vorher auf die Veranda. Der Unterricht wurde zumteil noch in der alten Schul-



Missionar Schoffer mit Lehrlingen auf dem Zimmerplatze beim Schulhausbau.

hütte gehalten. Die A-B-C-Schützen saßen unter den großen wilden Feigenbäumen hinter dem alten Schulgehöfte, wo der junge Lehrer sich alle Mühe gab, seine Schar in Ordnung zu halten und ihnen die herrlichen Geschichten unserer Bibel und die Anfangsgründe der Weisheit beizubringen. Aber oft mußte er die jungen Wollköpfe mit lautem Namen in die Wirklichkeit zurückrufen; denn der Blick schweifte über Täler und Höhen oder hinauf in die Feigenbäume nach einer reifen Frucht, die in der Pause als Zugabe zum Frühstück dienen sollte. Es war daher gut, daß Woche um Woche unser Schulhaus seiner Vollendung näher brachte. Die neue IV. Klasse unserer Schule hatte 42 kräftige Knaben und junge Männer, die von den Außenstationen, wo sie schon drei Jahre die Schule besucht hatten, gesammelt waren. Diese jungen Leute mußten nun noch mit Hand anlegen. Ihre Aufgabe war es besonders, den Platz um das Schulhaus herum zu planieren und beim Herbeischaffen und Aufbinden des Dachgrases mit zu helfen. Als endlich Maurer und Schreiner ihre Arbeit vollendet hatten, gab es für die Knaben noch zwei Tage stramme Arbeitsferien. Tafel und Griffel wurden mit Schaufeln und Hauen vertauscht; denn nun mußte noch der Boden im Schulhaus gemacht werden. Zuerst wurde in jedes Lokal eine etwa ½ Fuß hohe Lehmschicht eben nach der Wasserwage eingelegt, dann mußten die Jungens mit aus Palmrippen oder aus Holz selbstgefertigten Peitschen den Lehmboden schlagen. Der etwas gefestigte Boden wurde dann mit alten Oelpalmennüssen Stück an Stück belegt und diese in den Lehm eingeschlagen. Auf diese Weise erhielten wir einen festen dauerhaften Fußboden. Als endlich am Abend des zweiten Tages die Schulbänke und Lehrerpulte in die Lokale geschafft und aufgestellt wurden, da glänzten die schwarzen Gesichter unserer kleinen und großen Schüler.

Am nächsten Morgen sollte Einzug in die neue Schule gehalten werden. Es war der 5. März 1906, als wir uns um ½8 Uhr morgens, die Schüler mit ihren Schulsachen, die Lehrer und der Vorsteher vor dem neuen Schulhaus versammelten. Wir sangen zum Anfang unseres Unterrichts vor dem Hause das herrliche Lied: „Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth?“ Daran schloß sich ein Dankgebet des Vorstehers zu dem Geber aller guten Gaben, der uns auch unser Schulhaus beschereet zu einer Werkstätte, darin wir Groß und Klein zu ihm führen können zu Lob und Ehr seines heiligen Namens und zum Heil unseres Volkes von Akpafu und ganz Boem. Im neuen Hause versammelten wir uns erst alle im großen Saal. Ich sagte den Knaben noch einiges über den Bau, wie wir die Mittel bis jetzt dazu erhalten und bat sie, nun das Haus in Ehren zu halten,

nichts mutwillig zu beschädigen, sondern alles hübsch und sauber zu erhalten. Lehrer G. Mensa, der während des ganzen Stationsbaues mir ein treuer Mithelfer gewesen war und auch selbst wacker mit zugegriffen hatte, führte nachher in einer Ansprache mein Wort noch weiter aus. Darauf trennten sich die Klassen mit ihren Lehrern, um in den beiden Räumen fortan unterrichtet zu werden. Da gab es strahlende Gesichter! Die schönen weißen Zimmer, die neuen Bänke, auf die man nun Tafel und Bücher hübsch auflegen konnte, alles machte Freude, und ich darf sagen, daß die Kinder auch ihr neues Schulhaus in Ehren und sauber hielten.

5. Die erste Taufe im neuen Schulhaus.

Schon ehe wir unseren Stationsbau anfingen, hatten sich einige junge Männer mit ihren Frauen und einige Jünglinge zum Taufunterricht eingestellt, da sie den Wunsch aussprachen, Christen zu werden. An den Sonntagen besuchten sie regelmäßig unsere Gottesdienste, nach dem Nachmittagsgottesdienst hatten sie meist noch Leseunterricht und machten zumteil gute Fortschritte. Später gesellten sich noch einige ältere Schüler dazu. Die jungen Leute hatten sich als die ersten in Akpafu entschlossen, ein anderes Handwerk als die bis dahin dort allein übliche Schmiedekunst zu erlernen. Sie traten in die Reihen der Schreiner-, Zimmermanns- und Maurerlehrlinge ein, andere erlernten auch die Holzsägerei. So hatte ich Gelegenheit, während des größten Teiles der Bauzeit die Leute zu beobachten und sie kennen zu lernen.

Die Leute hatten während der ganzen Bauzeit den Taufunterricht regelmäßig besucht. Als nun der Schulhausbau zu Ende war, kamen sie eines Tages und baten, ich möchte sie nun doch auch bald taufen. Ich sagte den Taufbewerbern, wir wollen den Karfreitag wählen. In der vorangehenden Prüfung wurde dann festgestellt, daß es für die Frauen gut sei, wenn sie noch länger den Taufunterricht besuchen, da sie wegen ihrer mangelhaften Kenntnis der Ewesprache zu wenig von dem Unterricht gewonnen hatten. Dagegen konnten 2 Männer, 2 Jünglinge und 3 ältere Schüler, von welch letztern einer schon Frau und Kind hatte, am Karfreitag, 13. April 1906, vormittags, durch die heilige Taufe als Erstlinge von Akpafu getauft werden, als Grundstock einer christlichen Gemeinde unter den Akpafuern. Als sich die einzelnen Täuflinge nahten, um an sich die heilige Handlung vollziehen zu lassen, konnte man einen heiligen Ernst aus ihren Zügen lesen und auch die Freude, daß sie endlich nach jahrelangem Unterricht in den Heilswahrheiten würdig erachtet wurden, in die Gemeinde der Christen einzutreten. Es war eine schlichte, aber herrliche kleine Feier. Wie waren die 7 jungen Leute ein Unter-

pfand, daß unsere Arbeit bis dahin nicht vergeblich war und durch Gottes Gnade noch mehr wirken wird.

Die beiden Räume unseres Schul- und Bethauses waren bei der Feier bis auf den letzten Platz besetzt mit Schülern und Leuten aus dem Akpafuvolk. Manche hatte wohl die Neugierde hergetrieben; sie wollten sehen, was bei der Taufe alles mit ihren Brüdern angestellt werde. Andere aber, die schon vorher unregelmäßig gekommen waren, fanden sich nachher sonntäglich als regelmäßige Zuhörer ein, ja sogar noch zu den Abendandachten. Die Taufbewerberzahl betrug nach der ersten Taufe bald wieder 14 Personen, von denen zu Pfingsten 1907, am 19. Mai, wieder 7 Leute getauft wurden, darunter die Frauen, die bei der ersten Taufe zurückgestellt worden waren. Gebe der Herr, daß die Zahl der Gemeindeglieder in Akpafu sich von Jahr zu Jahr mehre und ihre Namen nicht nur in unsern Gemeindebüchern, sondern auch im Himmel angeschrieben sind!

6. Der Ausbau des ganzen Schulhauses mit Missionarswohnung.

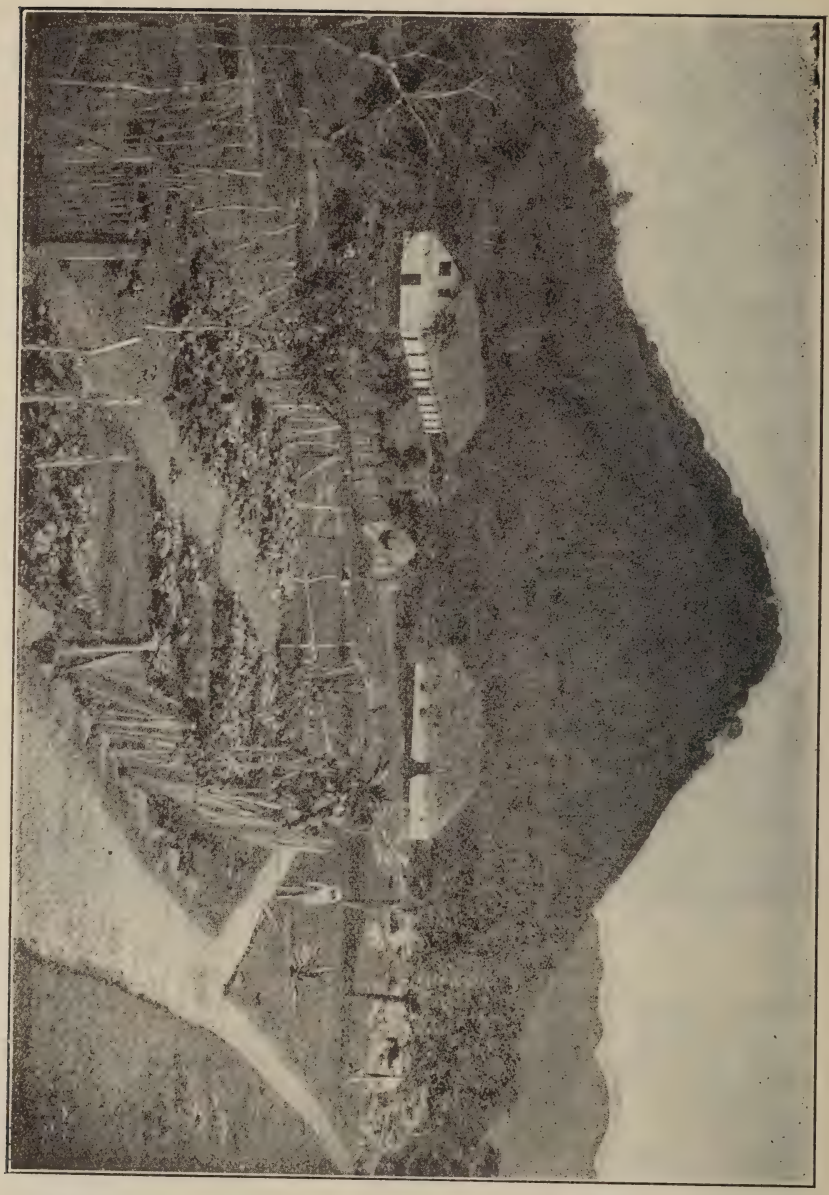
Im Mai 1906 wurde ich vom Missionsvorstand in Bremen aufgefordert, die Rechnung über den fertiggebauten Teil unseres Schulhauses einzusenden und zugleich den Voranschlag zu dem noch zu bauenden Teil. Mit Freuden kam ich dieser Aufforderung nach. Am 20. Mai ging die Rechnung im Betrage von 2280 Mark und ein Voranschlag mit 3444 Mark für Schulhaus und Wohnung samt Möbel für einen ledigen Missionar nach Bremen ab, in der Hoffnung, daß wir bis zum Herbst Erlaubnis zum Weiterbau bekommen konnten.

Unser Schulhaus war mit 74 Kindern bevölkert, die von 2 Lehrern unterrichtet wurden. Der Kniestock auf den Schullokalen diente den Schülern als Schlafsaal und hatten außerdem zwei kleine Zimmer für ledige Lehrer. Das neue Jahr aber sollte wieder wie jedes folgende eine Klasse als Zuwachs bringen. Ebenso sollte zur Entlastung des Stationsmissionars ein lediger Missionar kommen, dem neben seinen Sprachstudien die Leitung der Schule und andere Arbeiten auf der Station obliegen sollten. Für den zweiten Missionar mußte aber erst eine Wohnung geschaffen werden. So galt es, nach dem Ende der Regenzeit 1906 wieder mit der Bauarbeit zu beginnen, um den Ausbau des Hauses bis Frühjahr 1907 noch beenden zu können. Dieser letzte Teil sollte unter meiner Anleitung mit Hilfe eines fremden Zimmergesellen ganz mit Lehrlingen von Akpafu, den Schülern und Stadtleuten ausgeführt werden. Auf große Arbeitslöhne war der Voranschlag des Hauses nicht berechnet.

Es wurde daher gleich, nachdem die Bewilligung aus Bremen in unsern Händen lag, mit den Vorarbeiten begonnen. Die Leute hatten von März bis August die Hauptarbeit auf ihren Feldern beendet und erst im Dezember oder Ende November kam die Reisernte; deshalb konnten Holzfäger, Maurer- und Schreinerlehrlinge und dazu 15 Mann aus der Stadt, die täglich von früh 6—9 Uhr für 200 Mark arbeiten wollten, so lange bis die Mauern des Hauses im Rohbau fertig gestellt seien, nun in der letzten Woche des August ihre Arbeit beginnen. Es galt erst den Bauplatz zu schaffen für den Weiterbau. Vor dem Haus mußte ein 40 Meter

Das Schulhaus in Akyafu.

langer und 12 Meter breiter Hügel weggegraben werden, derselbe lieferte Steine und Lehm zum Mauerwerk. An seiner Stelle entstand ein Hofraum, der als Turn- und Spielplatz dienen sollte. Hinten an der Südostseite galt es aber über 2 Meter hoch zu mauern und aufzufüllen, ehe eine ebene Baufläche zu Stande kam. Zudem machte das Fundament, das mit einem Teil des Gebäudes auf verschüttete Erzgruben zu stehen kam, viel Schwierigkeiten. Zwei Monate heißer Arbeit waren nötig, bis diese Arbeiten beendet wurden. Die Schüler mußten täglich in ihrer zweistündigen Arbeitszeit Steine und Erde brechen und graben und auf dem Kopf herbeischaffen. Den Maurerlehrlingen wollte oft der Mut sinken.

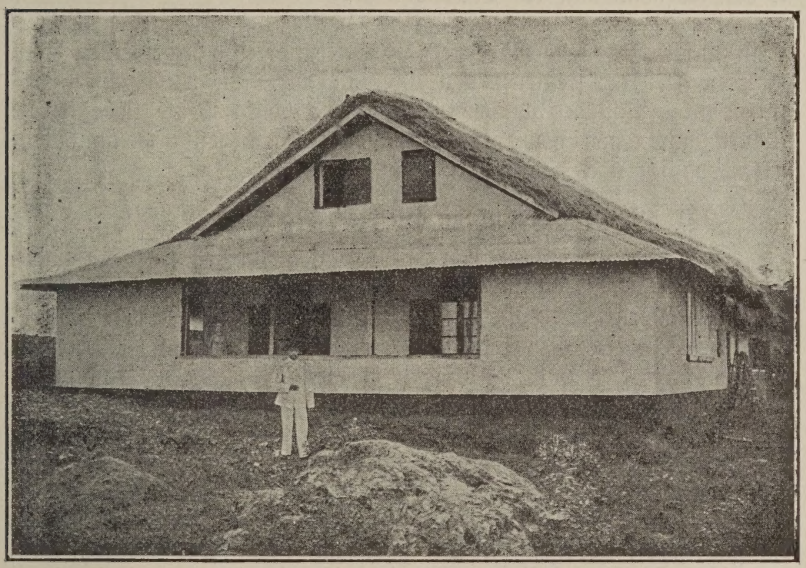


Band von Millionsgaus stehen auf Gaunt-Schule und Lehrgang.

Ich mußte selbst alle Kraft und Energie immer wieder zusammenraffen, um meinen Leuten in der Arbeit mit gutem Beispiel vorangehen zu können. Anstatt daß wir hoch kamen, ging es erst

immer tiefer hinab, bis sich endlich der Felsen zeigte, auf dem die Mauern festen Grund bekamen. Alles mußte ja mit der Hand und auf dem Kopf herbeigeschafft werden. Die Lehrer mit ihren Schülern bekamen da erst einen rechten Eindruck, welche Mühe und Arbeit ein Schulhausbau bereitet, ehe man im schönen kühlen Zimmer lehren und lernen kann.

Anfang November hatten wir endlich unsere Steinmauern aus der Erde heraus und eine ebene Baufläche darum. Nun konnte mit den üblichen Erdmauern begonnen werden, die dann bis Ende Januar 1907 beendet waren. Die Zimmermanns-



Die Wohnung des Schulbruders in Akpafu.

und Schreinerarbeit hatte ich unterdessen mit einem Gesellen und acht Lehrlingen fertiggestellt. Anfang Februar konnten wir den Bau aufschlagen. Als abermals in dieser Zeit eine neue Schulklasse und ein dritter Lehrer einrückte, hatten wir wieder vermehrte Arbeitskräfte, die im Verein mit den Stadtleuten Gras für das Dach herschaffen konnten, das eine Stunde weit aus dem Tal herauf getragen werden mußte. Nicht weniger als 2000 Lasten Gras waren erforderlich für die Bedachung unsers Akpafuschulhauses, bis es nur einigermaßen wasserdicht war. Wie haben sich da oft alle vom Bauleiter bis zum kleinsten Gehilfen herab gesehnt, daß endlich das Bauen ein Ende haben möchte. Auch dieses Ziel

kam langsam herbei. Ende April hatten die Maurer ihre Arbeit beendet, nachdem ich noch für 3 Monate Ferdinand Fesi von Biakpa zur Hilfe gerufen hatte; denn sonst wären meine Lehrlinge mutlos geworden. Am 5. Mai konnte ich meinem Nachfolger, Missionar Fies, der schon seit Februar mit Weib und Kind bei uns weilte, das fertig gestellte Schulhaus mit allem übergeben. Um 4 Uhr abends hatte ich die letzten Arbeiten beendet und meine Leute ausgezahlt und entlassen. An demselben Abend rief ich wehmütigen Herzens meiner liebgewordenen Arbeitsstätte, allen den fleißigen Mitarbeitern am Bau, Lehrern, Schülern und Stadtleuten in der Abendandacht ein Lebewohl zu.

Am 6. Mai, morgens 7 Uhr, verließ ich mit meiner lieben Frau unser uns liebgewordenes Haus. Vier Wochen weilten wir dann noch in der kleinen neuen Wohnung im Schulhaus. Während unsere alten Räume Zimmer für Zimmer, sobald meine liebe Frau gepackt hatte, neu geweißt wurden, konnte ich selbst wenig dabei helfen, da ich noch täglich am Bau tätig war.

7. Gottes freundliche Hilfe in Freud' und Leid.

Ich habe versucht, einen Einblick in die Arbeit einer einsamen Missionarsfamilie im Hinterland von Togo zu gewähren. Ich sage einsam insofern, als wir in der Bauzeit und den beiden darauf folgenden Jahren die einzigen Europäer dort waren. Dagegen haben wir einen Begleiter bei uns gehabt, der uns die Einsamkeit versüßte, unsern Herrn und Gott, Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit.

Er hat alles Schwere uns schon vor 2000 Jahren leicht gemacht. Für ihn wollten wir arbeiten. Er ist es gewesen, der mit uns war in guten und in bösen Tagen, in Freud' und Leid. Er gab jeden Morgen zur Aufgabe die Gabe und Kraft; aus seinem Wort durften wir schöpfen Gnade um Gnade. Er tröstete in Zeiten der Krankheit, in einsamen Abendstunden und hie und da in schlaflosen Nächten, wenn Fieber oder sonstige Leiden die Kräfte verzehrt hatten und der müde kranke Körper nicht zur Ruhe kommen konnte. Er war Arzt für Seele und Leib in Krankheiten, die einige Male das schwache Lebenslicht auszulöschen drohten. Er schenkte uns die Freude, unsern Stationsbau abschließen zu dürfen und dann eine gute Land- und Seereise nach der alten Heimat, dort ein fröhliches Wiedersehen und Zusammenfinden mit unsern Geschwistern aus allen Himmelsgegenden bei unsern alten Eltern im Elternhause, wo wir uns für weitere Arbeit neu stärken dürfen. Diesem treuen Helfer, der tut und getan hat über Bitten und Verstehen, sei Lob und Preis immerdar!

In unserm Verlage sind erschienen und, soweit noch vorhanden, zu beziehen:

Bremer Missions-Schriften.

Heft 1: Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft. 10 Pf.
„ 2: Der alte Bremische Missions-Verein. 20 Pf.
„ 3: Diakonissen-Arbeit in Keta. 10 Pf.
„ 4: Die Missions-Station Ho in Deutsch-Togo. 10 Pf.
„ 5: Die ersten Anfänge in Amedzowe. 10 Pf.
„ 6: Mancherlei Elend unter dem Ewevolk. 10 Pf.
„ 7: Eine Lagunenfahrt. 10 Pf.
„ 8: Die Gründung der Station Agu. 10 Pf.
„ 9: Bilder aus dem Alltagsleben der Togoneger. 10 Pf.
„ 10: Missionar Samuel Böhm. 10 Pf.
„ 11: Fünfzig Jahre Missionsarbeit in Keta. 10 Pf.
„ 12: Die Entwicklung der ev. Christengemeinde im Ewe-Lande. 10 Pf.
„ 13: Das Sühnebedürfnis der Heiden im Ewelande. 10 Pf.
„ 14: Morgenröte am Aguberge. 20 Pf.
„ 15: Die Diakonissenarbeit der Nordd. Mission im Ewe-Lande. 20 Pf.
„ 16: Meine Arbeit als Kaufmann im Dienste der Mission. 10 Pf.
„ 17: Die religiösen Vorstellungen der Eweer. 10 Pf.
„ 18: Maria Dolch. Ein Lebensbild aus der Schwesternarbeit in Ho. 20 Pf.
„ 19: Afrikanisches Frauenleben. 10 Pf.
„ 20: Anloga, eine Hochburg des Heidentums. 20 Pf.
„ 21: Akpafu. Ein Stück Kultur- und Missionsarbeit. 20 Pf.

In unserm Verlage erschienen ferner und werden dringend empfohlen:

Geschichte der Ewe-Mission.

Von Superintendent Gustav Müller.

Dieses mit 108 Bildern und 8 Karten geschmückte 288 Seiten umfassende Buch kostet geheftet nur 50 Pf., schön gebunden 1 *M.*

Spieth, Die Eweer.

Schilderung von Land und Leuten in Deutsch-Togo.

Ein Sonderabdruck der Einleitung und ersten Kapitel aus Spieths großem Werke „Die Ewe-Stämme," dem ein viertes Kapitel über die Erschließung des Landes hinzugefügt ist. Das geschmackvoll mit 66 Bildern und 5 Karten ausgestattete Buch kostet nur 1 *M.*

Unter den

Flugschriften der Hanseatisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz

sind u. a. erschienen und durch unsern Verlag zu beziehen:

Hennig, Missions-Direktor. Zum Kampf um die Negerseele. 20 Pf.
Schreiber, Missions-Inspektor. Die Negerseele und ihr Gott. 10 Pf.
Spieth, Missionar. Die Übersetzung der Bibel in die Sprache eines westafrikanischen Naturvolkes. 10 Pf.
Müller, Marine-Pfarrer. Was man erlebt, wenn man den Vorurteilen und Vorwürfen gegen die evangelische Mission nachgeht. 20 Pf.

A. Guthe, Buchdruckerei, Bremen.

Der Ratsplatz in Akpafu.